Die Dünenfee.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen übertragen

von

Ludwig Fort.

Erster Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1851.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



Die Dünensee.

Erster Theil.



Einleitung.

I.

Der Wallfahrtszug.

Wenn man des Nachts die letzte Anhöhe auf der Straße von Saint-Malo nach Dol, zwischen Saint-Benoit-des-Andes und Cancale hinabgeht und es ist ein leichter Nebelschleier über die Ebene gebreitet, so weiß man nicht, auf welcher Seite des Dammes der Meeresstrand und auf welcher Seite das feste Land ist. Zur Rechten wie zur Linken erblickt man die nämliche düstere, schweigende, unabsehbare Fläche. Keine Bewegung verräth das bewohnte Land, es ist, als ob sich die Straße zwischen zwei großen Seen hinzöge.

Wo jetzt der Weg ist, wälzte sonst das Meer seine reißenden Wogen vorüber. Die fruchtbare Niederung von Dol, deren Horizont von Obstbäumen sich bis in eine unabsehbare Ferne erstreckt, war eine Bucht.

Der Berg Dol und der Illemer waren zwei Inseln, ganz wie Saint-Michel und Tombelaine. Um das Ufer zu finden, mußte man bis in die Nähe von Chateauneuf gehen, wo die Lache von Saint-Coulman als ein sprechender Beweis für das vertriebene Meer zurückgeblieben ist.

Und wunderbarer Weise — denn dieses Land ist voller Wunder — war dies ein Urwald, ehe es eine Bucht war!

Die Tradition und die Alterthumsforscher stimmen darin überein, daß der Wald von Scissy eine zehn Lieues große Fläche des Meeres bedeckte und die Küste von Cancale in der Bretagne mit der Spitze von Carolles in der Normandie durch einen kreisförmigen Bogen verband, welcher den kleinen Archipel umschloß.

Am Tage zeigt sich der Damm dem Reisenden als eine Berglinie, die sich beim Dorfe Vivier an's Festland anschließt.

Für Jeden, der das Meer nicht kennt, scheint dieser Damm überflüssig oder ohnmächtig zu sein. Das Wasser ist ja so weit entfernt und die Fluth geht so hoch! Ist es möglich, daß dieser blaue Streifen, der den Horizont begrenzt, sich aufbläht, Meilen weit über den Strand gleitet und steigt und wächst, um ungeduldig vor einigen übereinandergehäuften Steinen stillzustehen und am Fuße der Chaussee zu plätschern wie die Najade eines Teiches?

Unwillkürlich fragt man sich: was vermag eine vier bis fünf Fuß dicke Mauer von Sand und Steinen gegen die heranstürmende Fluth, wenn sie die große Reise vom niedrigen Wasserstande bis zum Damm zurücklegt?

Aber das Meer bricht sich an den Steinen des Dammes und der Damm steht seit Jahrhunderten als Schutzwehr einer großen Landstrecke, welche dem Ocean abgewonnen wurde.

Ohngefähr in der Mitte der Bogenlinie erblickt man in der Ferne wie eine Fata Morgana den Mont Saint-Michel und Tombelaine. Zwischen diesem Punkte des Teiches und dem Saint-Michel liegt eine Dünenfläche von acht Lieues Breite.

Auf diesem Punkte, der kaum einige Metres über dem Niveau des Meeres liegt, hat man eine Aussicht wie auf den höchsten Bergen. Im Norden sieht man Cancale mit seinen Fischerhütten, die sich im Zickzack über den Sand hinziehen; im Osten die Hügelkette, die sich von Chateauneuf bis zur Spitze des bretagnischen Vorgebirges erstreckt; im Südosten das prächtige Schloß Bonnaban, das vom Golde der Flotten von Saint-Malo erbaut wurde und das später in edle Hände überging; im Süden der Niederung, den Berg Dol und die druidische Stadt gleiches Namens; im Westen die normännischen Küsten, weiter hinaus Cherrueix und Ponterson, die Lehnsherrschaft Bertrands du Guesclin.

Jederman weiß, daß die Umgebungen des Mont Saint-Michel zu allen Zeiten reich an tragischen Abenteuern gewesen sind. Die Bewohner der Gegend geben die Anzahl der Opfer, welche jedes Jahr im Sande der Dünen ihr Grab finden, auf dreißig bis vierzig an.

Wahrscheinlich ist dies übertrieben; in früheren Zeiten aber verdreifachte der Volksglaube diese Zahl.

Gewiß ist so viel, daß die Wege in der Umgebung des Mont Saint-Michel sich mit jeder Fluth verändern, da sie die Spuren der Schritte eben so wenig behalten wie der Ocean die Fährte eines Schiffes, und daß man sich daher immer der zweifelhaften Ortskenntniß eines Führers anvertrauen und seine Seele Gott befehlen muß.

Man gelangt von Cherrueix nach dem Mont Saint-Michel über die von zahllosen Bächen durchschnittenen Dünen auf zwei verschiedenen Wegen: über Quatre-Salines und über Pontorson. Dies für die Bretagne.

Die Hauptwege der Normandie gehen über Pontaubault, über Avranches und über Geneſt.

Nach den Aussagen der Fischer und Muschelfänger ist der Weg über Pontorson der einzige, welcher ohne Gefahr zu passiren ist. Und selbst dieser Weg giebt nicht alle Wanderer zurück, die seinem sicheren Rufe vertrauen, wie mehr als eine traurige Geschichte beweis't.

Am achten Juni 1450 läuteten alle Glocken der Stadt Avranches, während die Thore des Schlosses sich öffneten, um einen zahlreichen und glänzenden Reiterzug hinaus zu lassen.

Es war eilf Uhr Morgens. Alle Damen von Avranches lehnten sich aus den Fenstern, um den Herzog Franz von Bretagne auf seiner Wallfahrt nach dem Mont Saint-Michel vorüber ziehen zu sehen.

Ein auf dem Mont ertönender Kanonenschuß aus einem der riesenhaften Erzgeschütze, welche große Granatkugeln schleuderten, hatte ausdrücklich für den edlen Herzog und sein Gefolge das Zurücktreten des Wassers verkündet.

Kurze Zeit vorher hatte Franz die Ritter von Montauban und von Chateaubriand mit René von Coetquen, Sire von Combourg, dem von den Engländern belagerten Mont Saint-Michel zu Hilfe gesandt. Um diese Zeit hatte König Karl VII. von Frankreich schon ein gutes Theil von seinem Lande wieder erobert und Heinrich weit aus dem Herzen desselben zurückgetrieben. Aber die Küsten des Kanals befanden sich noch in der Gewalt der Briten und der Mont Saint-Michel war von Granville bis Pontorson der einzige Punkt, wo noch das Banner der Lilien wehte.

Montauban, Chateaubriand, Combourg und viele Andere, lauter Bretagner, gingen über den Couesnon, während fünf Schiffe von Saint-Malo unter dem

Commando Hugo's von Maurever die Landspitze von Cancale umsegelten und in die Bucht einliefen. Es blieben zweitausend Engländer auf den Dünen zwischen dem Mont Saint=Michel und Tombelaine.

In dem Augenblicke, als Herzog Franz aus dem Schlosse von Avranches kam, besaßen die Engländer in Frankreich nur noch Calais, die Grafschaft Guines und das kleine Felseneiland Tombelaine, auf dem sie eine uneinnehmbare Festung erbaut hatten.

Der Herzog von Bretagne zog jedoch keineswegs nach dem Kloster des Mont Saint=Michel, um einen errungenen Sieg zu feiern. Franz unternahm diese Wallfahrt, um der Ruhe und um des Seelenheils seines Bruders Gilles willen, der vor Kurzem auf dem Schlosse de la Hardouinays gestorben war. Ein feierlicher Gottesdienst wurde zu dem Ende in der Kirche veranstaltet, die unter dem Schutze des Erzengels stand. Wilhelm Robert, Procurator des Cardinals von Estouteville und zweiunddreißigster Abt von Saint=Michel, hatte versprochen, zur würdigen Feier dieses Actes der Bruderliebe sein Möglichstes zu thun. Der Gottesdienst war für die Mittagsstunde angesagt.

Herzog Franz, zur Seite seinen Günstling Arthur von Montauban, Malestroit, Jean Budes, den Sire von Rieux und Yvon Porhoet, Bastard von Bretagne, ritt im Schritt seines prächtigen Rosses aus dem Thore der Stadt, welches nach dem Flusse Sée führt.

Die normännischen Ritter von Thorigny und Du Homme begleiteten ihn zu Ehren ihrer Provinz.

Hinter dem Herzoge, ohngefähr in der Mitte des Zuges, ritten sechs Edelfräuleins, drei Normänninnen und drei Bretagnerinnen in großer Trauer. Unter ihnen nennen wir nur Reine von Maurever, die einzige Tochter des tapfern Feldherrn, des Besiegers der Engländer.

Reine's Antlitz war verschleiert wie das ihrer Begleiterinnen. Wenn aber die Trauergaze durch den Wind emporgehoben wurde, bemerkte man das schöne Oval ihres etwas bleichen Gesichts und die sanfte Schwermuth ihres Lächelns. Reine war sechzehn Jahre alt. Sie war schön wie die Engel.

Einmal begegnete ihr Blick dem eines jungen Ritters, der stolz auf seinem mit einer Hermelinschabrake bedeckten gewaltigen Rosse saß und das Trauerbanner mit dem umflorten Wappen der Bretagner und dem Namenszuge Gilles trug. Ein Rosenhauch flog über Reine's Stirn und sie senkte ihre schönen Augen. Der junge Ritter legte die Hand auf sein Herz.

Sein Name war Aubry von Kergariou, ein altes Adelsgeschlecht aus der Niederbretagne, und er führte eine Lanze in der Compagnie des Bastards von Porhoet.

Als Reine's Schleier wieder herabfiel, gab Aubry

seinem Pferde die Sporen und sprengte an die Spitze des Zuges, wo sein Platz neben dem herzoglichen Bannerträger war.

Man erreichte das Thor der Stadt. Denen, welche abergläubisch waren, fiel der Umstand auf, daß Aubry sein Pferd nicht zur rechten Zeit anhalten konnte, um seinen Begleiter voraus durch das Thor reiten zu lassen. So passirte das Trauerbanner zuerst durch dasselbe.

Auf den Wällen und in den Straßen rief das Volk:

„Bretagne Malo! Bretagne Malo!“

Und vier Ritter, an deren Sattelknopf große Almosenbeutel hingen, warfen von Zeit zu Zeit eine Handvoll Silbergeld unter die Menge, wobei sie riefen:

„Spenden des reichen Herzogs!“

Jedermann war zufrieden, bis auf einen häßlichen Bettler, der den Kopf mit einen zerlumpten Tuche umhüllt und von den Spenden des edlen Herzogs nicht einen Corolus, wohl aber zahlreiche Rippenstöße erhalten hatte.

Zornig stand der arme Mann auf und sagte zu Franz, als dieser bei ihm vorüberritt:

„Noch eine Handvoll Thaler, Herzog, damit Gott Dich vergißt!“

Franz wendete den Kopf und spornte sein Roß.

Bei jeder andren Gelegenheit und wegen einer viel geringeren Unehrerbietigkeit würde er den Unverschämten mit seinem Panzerhandschuh auf den Kopf geschlagen haben.

„Die sechs Reißigen des Corps!“ rief Goulaine, Seneschal der Bretagne, indem er innerhalb des Thores anhielt.

Diese sechs Reißigen waren Hugo von Maurever, Reine's Vater, welcher Schildträger und Freund des verstorbenen Prinzen gewesen war; Porhoet für die Bretagne, Thorigny für die Normandie, Lahire für den König Karl, Chateaubriand, Le Begue und Mauny.

Die fünf Letzten ritten vor.

„Wo ist der Sire von Maurever?“ fragte Goulaine.

Es entstand eine Bewegung im Zuge, denn Jedermann wunderte sich, daß der tapfere und getreue Hugo zu dieser heiligen Stunde unter dem Banner seines verblichenen Gebieters fehlte.

Ein Gemurmel lief durch die Reihen und ein Jeder wiederholte die Frage des Seneschals.

Seine Abwesenheit war eine furchtbare Anklage. Gegen wen? dies wagte Niemand auszusprechen, vielleicht nicht einmal zu denken. Aber unter der versammelten Menge ertönte von Neuem die heitere und spöttische Stimme des häßlichen Bettlers:

„Gott vergesse Dich, Herzog! Gott vergesse Dich!“

Franz schauderte auf seinem Sattel; er richtete sich bleich empor, winkte Montauban, den leeren Platz Maurevers einzunehmen, und der Zug setzte sich unter dem Jubel des Volks wieder in Bewegung.

II.

Zwei Bannerträger.

Außerhalb des Thores von Avranches bot sich dem Auge ein zauberhafter Anblick dar, wie man ihn nur an diesen wundervollen Küsten findet.

Zu den Füßen der Pilger, vom Hügel an bis zum andern Ufer der Bucht, wo man in weiter Ferne die Häuser von Cancale erblickte, lagerte ein weißer, dichter, wolliger Nebel mit runden Wolken, gleich denen des Himmels. Aus diesem Nebel schien die ganze riesige Masse des Mont Saint-Michel in den goldenen Strahlen der Junisonne glänzend empor zu ragen.

Die am Felsen klebende Stadt, die Plattform, welche diese beherrscht, darüber die Mauer des Schlosses, über dieser das Schloß selbst, auf dem Schlosse die Kirche und auf der Kirche der kühn zu den Wolken emporstrebende Thurm.

Aber es giebt Momente, in denen das Auge gleichgiltig auf dem herrlichsten Schauspiele ruht. Man sieht nicht, weil der Geist abwesend ist. Das Gefolge, welches den Herzog Franz nach dem Kloster begleitete, bewegte sich langsam den Berg hinunter. Jedermann war still und finster. Die sonderbaren Worte des zerlumpten Bettlers: „Gott vergesse Dich, Herzog!“ waren noch in Aller Gedächtniß.

Und Allen fiel die Abwesenheit Hugo's v. Maurever, des Schildträgers des verstorbenen Prinzen, auf, die um so unerklärlicher war, als Maurevers Güter in der unmittelbaren Nähe von Pontorson, nur einige Lieues von Avranches entfernt, lagen.

Wenn aber das Gefolge des Herzogs schwieg, so geschah es nicht deshalb, weil man Nichts zu sagen hatte, sondern weil man über den Gegenstand, der alle Gemüther beschäftigte, den Mund nicht zu öffnen wagte.

Ein Theil des Volks hatte den Zug begleitet, und das hatte nicht die nämlichen Gründe, zu schweigen, wie das Gefolge des Herzogs.

Einige sprachen sogar das Wort „Gotteslästerung“ aus, wenn sie der prunkenden Wallfahrt gedachten.

Am Rande der Dünen ritten zwölf Führer voraus, um den Sand und die Bäche zu untersuchen. Der Nebel zerstreute sich; ein Windstoß fegte den Sand.

Der Zug ritt jetzt im Trabe, wie dies auf den

Dünen immer geschieht, weil durch die Schnelligkeit die Gefahr vermindert wird.

Aubry von Kergariou und der andre Bannerträger mit dem Hermelinmantel, Namens Meloir, ritten noch immer an der Spitze des Zuges.

„Wenn mein Bruder mir im Wege ist," sagte Meloir im Verlaufe eines mit leiser Stimme geführten Gesprächs, „so ist mein Bruder mein Feind... und meine Feinde erschlage ich. Der Herzog hat Recht gethan!"

„Schweig, Vetter, schweig!" erwiderte Aubry entrüstet.

„Warum soll ich schweigen? Die Einen sind ehrgeizig, wie der gnädige Herzog Franz; sie lieben eine Herzogs= oder eine Königskrone auf ihrem Helme ... die Anderen sind verliebt, wie Du und ich, mein Vetter Aubry, sie lieben ein Weib. Antworte mir, Aubry, wenn Dein Bruder Dir das Mädchen entreißen wollte, die Du liebst..."

„Schweig!" sagte Aubry noch einmal.

„Was würdest Du thun?" setzte Meloir hinzu.

„Ich habe keinen Bruder," stammelte Aubry.

Meloir lachte laut.

„Ah so!" erwiderte er dann leiser, als wäre er über seine geräuschvolle Heiterkeit selbst erschrocken, „Du hast keinen Bruder! ... Und wenn Du nun einen hättest...?"

Aubry trieb sein Pferd an. Meloir aber war eben so gut beritten, als er. Er legte seine mit einem Büffelhandschuh bekleidete Hand auf die Schulter des jungen Ritters und sagte ihm in's Ohr:

„Es wäre dem Herzoge Franz auch lieber gewesen, wenn er keinen Bruder gehabt hätte, wie Du!"

Die schwer gerüsteten Pferde sträubten sich, den lockern Sand der See zu betreten. Die Führer riefen:

„Galopp, Messires!"

Und das Hinderniß wurde im Galopp überschritten.

Meloir wich Aubry von Kergariou nicht von der Seite.

„Ich bin noch einmal so alt wie Du, Vetter," sagte er zu ihm. „Man behandelt mich zwar noch immer als einen jungen Menschen, weil ich die Würfel und den Wein von Guienne liebe; aber bald wird mein Haar grau werden und ich bin ein gesetzter Mann. Meine Moral ist: Für die Geliebte Alles, außer meinen Herrn verrathen!"

„Deine Geliebte ist also wohl sehr schön, Vetter Meloir?" fragte Aubry zerstreut.

„Sie ist die Schönste!" erwiderte der Bannerträger mit Pathos und seine Augen blitzten hinter dem Visir seines Helmes.

Er war ein Mann von hoher und kräftiger Gestalt, der seine schwere Rüstung stattlich trug. Sein Gesicht würde schön gewesen sein, ohne den Ausdruck

roher Frechheit, die in seinem Blicke lag. Uebrigens that er sich selbst Unrecht, wenn er sagte, daß sein Haar bald ergrauen werde, denn es wallte in üppigen und rabenschwarzen Locken unter seinem Helme hervor. Er mochte etwa fünfunddreißig Jahre alt sein.

Aubry hatte sein zwanzigstes erreicht.

Aubry war lang und das enge Panzerhemd entzog seinen Bewegungen Nichts von ihrer anmuthigen Gewandtheit. Sein kastanienbraunes, seidenartiges Haar fiel in weichen Locken auf seine Schultern herab. Sein Schnurrbart hatte kaum erst zu keimen begonnen und die rauhe Luft der Feldlager hatte seine Wangen noch nicht gebräunt. Aubry war schön und besaß ein ritterliches Herz.

Meloir hatte einen Normannen zum Vater und eine Bretagnerin zur Mutter. Man sagt gewöhnlich, daß durch Kreuzung der Geschlechter gute Produkte erzielt werden; Meloir war nicht viel schlechter, als jeder andere Krieger. Die Lanze war in seiner Hand so leicht wie eine Feder; um die Ritterlichkeit aber kümmerte er sich nicht mehr, als um einen leeren Becher — das heißt um einen zinnernen.

Als er die Worte sprach: „Sie ist die Schönste," hatte er sich unwillkürlich umgesehen und mit den Augen die sechs Edelfräuleins gesucht, welche unmittelbar hinter dem Herzoge im Zuge ritten. Aubry that

desgleichen und Beide stießen einen tiefen Seufzer aus. Dann blickten sie einander an.

„Es sind ihrer sechs," sagte Meloir, dem gemeinschaftlichen Gedanken Worte gebend; „die Wahrscheinlichkeit, daß wir uns nicht begegnen, ist Fünf zu Eins."

„Du hast gesagt, daß sie die Schönste ist!" erwiderte Aubry leise.

„Ich habe es gesagt ... und ich sage es noch ein Mal, Vetter Aubry, daß es mir leid thun sollte, wenn ich Dich auf meinem Wege fände."

Die Glocken des Mont Saint-Michel begannen in dem nämlichen Augenblicke zu läuten, als die Pforten des Klosters sich vor den Mönchen öffneten, welche dem Herzoge Franz von Bretagne entgegen gingen.

Aubry und Meloir ritten einige Augenblicke schweigend neben einander, worauf Letzterer wieder anhob:

„Du kannst Dir wohl denken, Vetter, daß ich in meinem Leben mehr als ein Mal geliebt habe ..."

„Ich nicht," unterbrach ihn Aubry.

„So aber, wie dies Mal, habe ich noch nicht geliebt," fuhr Jener fort. „Ich versichere Dir, es ist eine ernsthafte Liebe! In meinen Träumen habe ich mir schon das Leben mit ihr ausgemalt ..."

„Wenn ich von ihr träume, sehe ich sie im Paradiese!"

„Ein schönes Schloß, gute Pferde, eine anständige Meute und was dazu gehört ..."

„Ein Blick von ihr,“ stammelte der junge Ritter, die Augen zum Himmel erhoben, „eine sanfte Röthe auf ihrer schönen Stirn ... ein Lächeln um ihren himmlischen Mund...“

„So liebt kein Ritter und Soldat,“ sagte Meloir geringschätzend. „Wirf die Lanze fort und nimm eine Zither!“

„Lege den Helm ab und setze eine Pelzmütze auf, Vetter Meloir!“ entgegnete Aubry; „Du liebst wie ein Federfuchser oder wie ein Strumpfhändler.“

„Deine Geliebte, Vetter Aubry, wird Dich am Gängelbande führen!“

„Deine Geliebte, Vetter Meloir, wird zu Dir sagen: Sprecht mit meiner Zofe!“

„Banner hoch!“ rief der Seneschal.

Man war vor dem Mont Saint-Michel angekommen. Meloir und Aubry erhoben rasch ihre Banner, die sich in der Hitze des Wortstreites gesenkt hatten. Das Banner des Klosters, welches den Erzengel, auf goldenem Grunde gestickt, und auf der Rückseite das Wappen mit der bekannten Devise des Mont Saint-Michel: „Immensi tremor Oceani“ trug, senkte sich drei Mal. Wilhelm Robert, Procurator des Kardinals, stieg ab, um den Fürsten zu empfangen, und die Mönche stellten sich in einer Doppelreihe am Abhange des Berges auf.

In diesem Augenblicke, wo Jedermann vom

Pferde stieg, herrschte eine große Verwirrung im ganzen Zuge; Alle drängten sich nach vorn, um von der Düne zu kommen, der aufgewühlte Sand bedeckte sich mit Wasser und die Trauerdamen fanden kaum jede einen galanten Ritter, um ihre kleinen Füße vor der Nässe zu schützen.

Aubry fühlte eine leichte Hand auf seiner Schulter.

Er sah sich um. Reine von Maurever stand neben ihm.

„Gott segne Euch, Aubry," sagte das Fräulein mit wehmüthiger und sanfter Stimme; „ich weiß, daß Ihr mich liebet ..."

Das Trauerbanner wäre fast zu Boden gefallen, denn Aubry wollte die Hände falten, um den Engel anzuhören.

„Sie weiß, daß ich sie liebe!" dachte er, während sein Herz unter dem Panzerhemde lauter schlug.

„Ehe eine Stunde vergangen ist," sprach Reine weiter, „wird mein Vater sein Leben auf's Spiel setzen, um seine Pflicht zu erfüllen ..."

„Euer Vater? ... sein Leben ...?" wiederholte Aubry.

Und seine Augen schweiften über das Gefolge, um den Abwesenden zu suchen.

„Suchet nicht," hob das Fräulein wieder an, „Ihr findet ihn nicht. Aber merkt Euch dies: Wer meinen Vater vertheidigt, der soll mein Ritter sein."

„Und Ihr wollt ihn lieben...?“

Reine zögerte unschlüssig. Sie öffnete den holden Mund, um ihn alsbald wieder zu schließen. Ein Rosenhauch übergoß ihre Wangen und ein Lächeln wollte um ihre Lippen spielen.

„Wenn Ihr es wäret, Aubry,“ lispelte sie endlich, „so glaube ich, daß ich ihn lieben würde...“

„Banner hoch!“ rief der Seneschal; „vorwärts!“

Reine sprang auf den Sand und mischte sich unter ihre Begleiterinnen. Aubry schwankte wie ein Trunkener.

„Ich dächte, Du hättest keine Ursache, krank zu werden, Vetter,“ sagte Meloir mit einem boshaften Lächeln zu ihm. „Nicht wahr, sie ist die Schönste?“

„Was meinst Du damit?“ stammelte Aubry.

„Nichts, Nichts, Vetter. Ich bin nicht mehr jung... und diese Püppchen lächeln nur den Jünglingen zu.“

„Solltest Du...?“

„Tod und Teufel! hast Du nicht ein Schwert, mein Sohn? .... Wenn wir auf festem Boden sind, können wir weiter davon sprechen.“

Aubry sah ihn scharf an. Ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf.

„Weißt Du, was sie zu mir sagte?“ fragte er Meloir.

„Nein,“ antwortete der Bannerträger, sich gleichgiltig stellend.

„Sie sagte zu mir: Wer meinen Vater vertheidigt, der soll mein Ritter sein.“

„So? ... Ihr Vater braucht also einen Vertheidiger?“

„Es scheint so.“

„Gegen wen denn?“

„Das weiß ich nicht.“

Meloir schüttelte den Kopf.

„Herr Hugo von Maurever,“ sagte er leise und wie mit sich selbst sprechend, „war der Schildträger und Freund Gilles' von Bretagne ...“

„Allerdings,“ versetzte Aubry; „nun ...?“

„Du wirst mit der Zeit auch einen Bart bekommen, Vetter, und mit dem Barte Verstand. Aber sage mir doch, wenn wir nun unser Dreißig den alten Maurever vertheidigten, so würde seine Tochter also dreißig Ritter nehmen?“

Aubry war betroffen. In seinen Adern floß kein normännisches Blut, und im Wortstreite war Meloir drei Mal so stark als er.

„Es giebt zwei Wege, um glücklich zu werden,“ fuhr der Bannerträger in belehrendem Tone fort, „indem man sich entweder beliebt oder gefürchtet macht. Ein tapferer Mann hat nicht immer die Wahl ...

wenn ihm aber das eine Mittel fehlschlägt, so greift er zu dem andern. Achtung, Vetter! Senke Dein Banner und träume allein... ich muß nachdenken."

Meloir ging voraus.

Der Zug passirte das Fallgitter.

III.

Brudermord.

Als Herzog Franz von Bretagne und sein Gefolge am Eingangsthore des Klosters Saint-Michel angekommen waren, befanden sie sich ohngefähr fünfundzwanzig Klaftern über den Dünen.

Franz ging an der Spitze des Zuges und setzte zuerst den Fuß auf die Treppe.

Diese Treppe hat ihren Eingang zwischen den beiden hohen und schlanken Vertheidigungsthürmen und führt nach dem Saale der Garden.

Den Mittelpunkt derjenigen Wand dieses Saales, welche der Treppe gegenüber lag, bildete ein großer Kamin, über dem das Wappen des Kardinals Wilhelm von Estouteville, des zweiunddreißigsten Abtes von Saint Michel, angebracht war.

Hier erwartete der Erzbischof von Dol, welcher das Hochamt halten sollte, mit dem Prior des Klo-

sters und mit den Canonicis von Coutruces seinen Souverain.

Der Prior trat zur Linken Wilhelm Roberts, der den Kardinal-Abt repräsentirte, und übergab dem Diener, welcher die Thüren zu öffnen hatte, die Schlüssel.

Um zur Kirche der Abtei Saint-Michel zu gelangen, muß man fortwährend bergauf steigen. So bewegte sich der Zug langsam hinauf, die Mönche ihre Trauerhymnen singend, die Ritter schweigend und andächtig, die Edelfräuleins verschleiert, der Herzog bleich, zitternd und ein leises Gebet murmelnd.

Als die Pilger die sechzig Stufen der Treppe erstiegen hatten, zeigten sich ihnen die verwitterten Mauern des alten Klosters im vollen Glanze der Mittagssonne.

An der nördlichen Ecke des Klosters war ein Almosenstock von geschnitztem Holze angebracht, vor welchem der Prior stehen blieb und sagte:

„Herr Gilles von Bretagne, dessen Seele Gott gnädig sein möge, legte in diese Büchse am vierten Tage des Februar im Jahre siebenunddreißig vierzig nanteser Thaler.“

Franz nahm eine Handvoll Goldstücke aus seiner Geldtasche, warf sie in die Armenbüchse, bekreuzte sich und ging weiter. Die Prozession bog um die Ecke des Klosters und bewegte sich nach der Kirche zu.

Die Basilica von Saint-Michel war zur Zeit

unsrer Geschichte noch nicht ganz fertig. Der Dachstuhl des Chors fehlte noch, das Schiff und die unteren Räume aber waren schon geschlossen. Der Altar stand unter den Gerüsten des Chors, welches durch diese mit dem äußeren Raume in Verbindung stand.

Der Herzog Franz blieb hier stehen. Er ging nicht die Treppe hinauf, welche nach den Gallerieen, nach dem großen und kleinen „Narrenthurme," und endlich zu dem schlanken Glockenthurme führt, auf dessen Spitze der Erzengel Michael, sich auf seiner vergoldeten Kugel drehend, vierhundert Fuß über der Meeresfläche den Drachen besiegte.*)

Das Trauerbehänge verbarg den unvollendeten Theil des Chors. Die Mönche stellten sich im Halbkreise um den Altar auf. Die sechs Trauerfräuleins knieten auf sammtenen Kissen hinter dem Thronhimmel nieder, der für den Herzog Franz aufgestellt worden war.

Die unteren Seitenräume waren mit Zuschauern angefüllt. Im Schiff standen die Begleiter des Herzogs, durch das Geländer des Chors von ihrem Souverain und den Mönchen getrennt.

In der ganzen Kirche von Saint-Michel herrschte in Folge des Trauerbehänges, das nur wenige Sonnen-

*) Die Thurmspitze mit dem Erzengel Michael ist durch den Blitz zerstört worden.

strahlen durch die gemalten Fensterscheiben eindringen ließ, ein düstres Halbdunkel, welches durch den Schein der Kerzen siegreich bekämpft wurde.

Das Hochamt begann.

Franz befand sich dem leeren Sarge gegenüber, welcher den abwesenden Leichnam für die Feierlichkeit darstellte. Die Mönche sprachen mit langsamer Stimme die Gebetsformeln. Die Zuschauer und die Ritter antworteten darauf. Die entfärbten Lippen des Herzogs sollen sich nicht ein einziges Mal zu einer Antwort geöffnet haben. Auch will man ihn mehrere Male auf seinem Sitze haben schwanken sehen.

Während der Absolution aber ereignete sich die merkwürdige Scene, über welche das Vorhergegangene wahrscheinlich vergessen worden ist.

Diese Scene wird der Basilica von Saint-Michel ewig im Gedächtniß bleiben.

In dem Augenblicke, als der Herzog Franz sich erhob, um den Katafalk mit Weihwasser zu besprengen, und als eben der Seneschal der Bretagne mit lauter Stimme den Ruf ertönen ließ:

„Auf die Kniee, Messires!“

In dem Augenblicke, als die sechs Trauerritter die Degenspitze senkten und das Chor betraten, um sich neben dem Sarge aufzustellen, erschien plötzlich ein Mönch hinter diesem.

Kein Mensch konnte sagen, woher dieser Mönch

kam, denn alle Stühle blieben besetzt und es hatte keine Bewegung in der Nähe des Chors stattgefunden. Der Mönch richtete sich in seiner ganzen Länge empor und erhob die rechte Hand, in der er ein hölzernes Kruzifix hielt.

„Zurück, Herzog!“ rief er mit einer Donnerstimme.

Der Herzog Franz blieb erschrocken stehen.

Reine von Maurever zitterte am ganzen Körper.

Aubry erbebte, denn er hatte die Stimme erkannt.

Im Chore wie im Schiffe sah man einander mit Bestürzung an.

Der unbekannte Mönch ging um den Katafalk herum, dem Herzog entgegen.

„Was willst Du?“ stammelte dieser.

„Ich komme zu Dir im Auftrage Deines verstorbenen Bruders,“ antwortete der Mönch.

Ein Schauder durchlief alle Anwesenden. Meloir allein schien mehr neugierig als erschrocken zu sein. Er ging bis an's Chorgeländer vor, um besser sehen zu können. Aubry hatte dies schon eher gethan.

„Wer bist Du?“ fragte der Herzog wieder mit schwacher Stimme.

Anstatt zu antworten, schlug der Mönch die Kapuze seiner Kutte zurück und entblößte sein edles greises Haupt, das mit schneeweißen Haaren umsäumt war.

Ein Name lief alsbald von Mund zu Munde. Man sagte:

„Hugo von Maurever! der Schildträger des Herrn Gilles!“

Meloir hob und senkte den Kopf, wie man zu thun pflegt, wenn man die lange gesuchte Lösung eines Räthsels plötzlich ganz unvermuthet findet.

Aubry, der kaum athmete, wendete sich nach der Seite des Schiffes um, wo die Damen knieten. Reine war unbeweglich. Die Falten ihres Schleiers schienen in Marmor gehauen zu sein. Der angebliche Mönch dagegen trug die Stirn hoch und sein Blick war eben so fest als ruhig. Er sah dem Herzoge scharf in's Gesicht, und dieser senkte die Augen.

„Im Angesicht der heiligen Dreieinigkeit,“ hob der Mönch wieder an, „im Angesicht aller hier anwesenden Priester, Mönche, Ritter, Knappen und Bürger, fordere ich, Hugo von Maurever, Dich, Franz von Bretagne, meinen Souverain, im Namen Deines meuchlings ermordeten Bruders Gilles auf, innerhalb vierzig Tagen vor dem Richterstuhle Gottes zu erscheinen!“

Der Greis schwieg und erhob die rechte Hand, in welcher er das Kruzifix hielt, während er mit der linken einen Büffelhandschuh, den Jedermann als dem unglücklichen Prinzen gehörend erkannte, dessen Lei-

chenfeier begangen wurde, dem Herzoge Franz vor die Füße warf.

Um sich den entsetzlichen Eindruck dieser Scene zu erklären, muß man sich aus unsrer skeptischen Zeit und aus der prosaischen Atmosphäre, die uns umgiebt, in die damalige Zeit und an den Ort, wo das Ereigniß geschah, zurückdenken. Das funfzehnte Jahrhundert glaubte, die Religion bilde im Leben eines Jeden das Hauptelement und es gab kein Herz, das nicht bei dem bloßen Worte Wunder lauter schlug. Es geschah auf dem Mont Saint-Michel, dem unheimlichen Felsen, der vom Tode eingeschlossen war. Es geschah in der schwarzbehängten Kirche, am Sarge Dessen, der seinen Mörder und Bruder vor den höchsten Richterstuhl forderte.

Um den Katafalk mit seinen vier Reihen Kerzen saßen funfzig unbewegliche Mönche, die ihre ernsten Gesichter im Schatten der aufgeschlagenen Kaputzen zeigten. Nur der Altar strahlte im Tageslichte auf dem dunklen Hintergrunde der schwarzen Draperieen.

Es herrschte einige Sekunden lang schauerliche Stille; alle Anwesenden waren von einem namenlosen Entsetzen ergriffen. Dann entstand eine geräuschvolle Bewegung. Die Rüstungen klirrten im Schiffe, die sechs Ritter stiegen über das Chorgeländer, die Mönche verließen in völliger Unordnung ihre Sitze und sprangen in die Mitte des Chors.

Dies geschah deshalb, weil der Herzog der Bretagne, nachdem er geschwankt, als ob er einen Keulenschlag auf den Kopf bekommen hätte, rückwärts auf die Marmorplatten niedergestürzt war. Man hob ihn auf, und als er die Augen öffnete, war Hugo von Maurever verschwunden und Alles, was wir erzählt haben, hätte als ein Traum betrachtet werden können, ohne den Büffelhandschuh, der als unverwerflicher Zeuge des Vorfalls noch am Boden lag.

Auf welchem Wege hatte sich der verkleidete Mönch entfernt? Jedermann legte sich diese Frage vor, aber Niemand konnte sie sich beantworten.

Der Herzog Franz ließ todtenbleich das Auge über sein erschrockenes Gefolge schweifen.

„Dieser Mann hat gelogen, Messires!“ rief er aus; „ich schwöre es im Angesicht des heiligen Michael!“

Eine von oben herabkommende Stimme erwiderte darauf:

„Du bist es, der lügt, Herzog! ich schwöre es im Angesicht Gottes!“

Man sah einen Schatten, der sich durch die nach der Thurmtreppe führende Gallerie bewegte.

Dem Herzoge stieg das Blut in's Gesicht und er richtete sich stolz empor.

„Hundert Goldthaler Dem, der ihn mir bringt!“ rief er aus.

Kein Mensch rührte sich.

Der Herzog stieß den Handschuh wüthend mit dem Fuße zurück. Sein Blick suchte einen Beistand und fiel auf Aubry von Kergariou, der am Chorgeländer stand.

„Komm her!" befahl er diesem.

Aubry pflanzte sein Banner in die hölzernen Stufen, welche das Schiff vom Chore trennten und stieg über das Geländer.

„Mein Vetter von Porhoet," fuhr der Herzog fort, „hat mir oft gesagt, daß Du die beste Lanze seiner Compagnie bist ... willst Du Ritter werden?"

„Mein Vater war es und ich gedenke es mit Hilfe meines Schutzheiligen ebenfalls zu werden," entgegnete Aubry.

„Du sollst es noch heute werden, wenn Du mir diesen Mann todt oder lebend bringst!"

Aubry's Blick richtete sich nach dem Schiffe. Er sah Meloir höhnisch lächeln und Reine's weiße Hände über ihrem Schleier gefaltet.

Aubry zog sein Schwert, küßte es und warf es dem Herzoge vor die Füße. Dann kreuzte er die Arme über der Brust.

Franz wich zurück. Dieser Schlag traf ihn fast eben so heftig, wie die Beschuldigung eines Brudermordes.

Aber noch ehe er Zeit hatte, das Wort wieder zu

ergreifen, ertönte das Geräusch eines zweiten Banners, das ebenfalls in die hölzernen Chorstufen gepflanzt wurde.

Meloir stieg über das Geländer und beugte ein Knie vor dem Herzoge.

„Gnädigster Herzog," sagte er, „dieser ist noch ein Knabe, ich aber bin ein Mann ... ich will den Verräther Maurever verfolgen und ich werde ihn finden, wäre er auch beim Teufel!"

„Dann sollst Du Ritter werden!" rief der Herzog.

Als Franz mit seinem Gefolge am Abend wieder über die Dünen nach Avranches zurückkehrte, war der arme Aubry als Staatsgefangener der Obhut des zukünftigen Ritters Meloir übergeben.

„Unsere Partie hat begonnen, Vetter," sagte dieser zu ihm. „Dich liebt sie ... mich fürchtet sie ... ich tausche nicht mit Dir."

Die Dünenfee.

Erstes Kapitel.

Der Johannisabend.

Das Schloß Saint-Jean-des Grèves lag zwischen dem Dorfe Saint-Georges am Couesnon und dem Dorfe Cherrueix. Unterhalb des Schlosses standen wie gewöhnlich einige Häuser und Hütten.

Das Schloß war auf einem kleinen Hügel erbaut und vom Dorfe durch ein Eichenwäldchen getrennt.

Hinter demselben floß ein kleiner Bach mit trübem und stillem Wasser, der Bief-Neuf genannt.

Das größte Haus des Dorfes gehörte Simon la Priol, Landwirth und Pächter Maurevers.

Das Dorf Saint-Jean lag den Dünen zu nahe,

obgleich es sie nicht sah, da die Aussicht durch sechs Kastanienbäume und drei Dutzend Aepfelbäume verschleiert wurde, um nicht den schwermüthigen und trägen Charakter einer ächten Sumpfgegend ein wenig abzuschütteln. Es besaß eben so viele Muschelfischer als Ackerknechte und der Bief-Neuf führte bei hochgehender Fluth das Meerwasser bis vor das Scheunenthor.

Simon le Priol war mit vollem Rechte und ohne Widerrede die Hauptperson im Dorfe. Nach ihm kam ein bastardähnliches Geschöpf, Namens Vincenz Gueffès, halb Bettler, halb Roßkamm, ein wenig Schreiber, ein wenig Heide und dreifacher Normann mit einem bretagnischen Namen. Nach Gueffès folgten die gewöhnlichen Sterblichen.

Es war ohngefähr vierzehn Tage nach dem Hochamte, welches für die Ruhe und das Heil der Seele des Prinzen Gilles von Bretagne im Kloster des Mont Saint-Michel abgehalten worden war.

Bei Simon le Priol war große Abendgesellschaft zur Feier des Johannistages, der für das Schloß, wie für das Dorf ein Festtag war. Es waren fünfundzwanzig Kastanienreiser auf der Tonne verbrannt worden, deren lustige Flamme zahllose Funken in die Luft sprühen läßt.

Auf dem Heerde in einem gewaltigen Kessel kochte die Abendsuppe. In dem einzigen Gemache, in wel-

chem das Erdgeschoß der Pächterwohnung bestand, war das ganze Dorf versammelt.

Zehn bis zwölf junge Burschen, eben so viele Mädchen, zwei Hausfrauen und Vincenz Gueffès, der keinem Geschlecht angehörte, denn ein Mann war er in der That nicht, da er weder pflügen, noch fischen, noch fechten konnte, und eine Frau war er deshalb nicht, weil er Vincenz Gueffès hieß und weil er in einem alten Schöffenfilzhute in Dol oder in Avranches bettelte. Den Vorsitz in der Gesellschaft führten Simon la Priol und seine Gattin Fanchon die Spinnerin, eine kräftige, offenherzige Frau, gebürtig aus Dol, die ihr Glas Cider trank wie eine gute Christin und nie einen Armen mit leerer Hand von ihrer Thür gehen ließ.

Simon le Priol hatte ein ehrliches, etwas hageres Gesicht unter einem Walde von grauen Haaren. Er war ein Mann von langer Gestalt, der sich seines Werthes bewußt war und den geringeren Leuten des Dorfes zu imponiren verstand.

Er war der Pächter des Schloßherrn Hugo von Maurever und da dieser die Perle aller Grundbesitzer war, so hatte Simon sich etwas Erkleckliches erspart, so daß er für reich galt. Wenn aber ein Mann reich ist, so beschuldigt man ihn des Geizes und Simon mußte sich ebenfalls diesem Schicksale unterwerfen. Dies hinderte jedoch sein holdes Töchterchen Simonette

nicht, munter zu lachen und zu singen, zu hüpfen und zu springen und zuweilen auch zu träumen, wenn ihr großes Auge in die weite Ferne schweifte.

Zu träumen? ... wovon denn? Heilige Jungfrau, wer kann sagen, was ein sechzehnjähriges Mädchen träumt! ... Uebrigens träumte Simonette nicht oft, denn sie hatte Anderes zu thun. Sie hatte für zwei schöne Milchkühe zu sorgen, eine rothe und eine schwarze, von denen das Stück auf dem Markte von Pontorson unter Brüdern seine drei Goldthaler werth war, ein paar Kühe, wie sie sein mußten, um dem Fräulein Reine den Frühstücksrahm zu liefern.

Denn Reine von Maurever bewohnte fast immer das Schloß Saint=Jean. Doch jetzt leider nicht mehr! Seitdem ihr alter Vater das Leben eines Geächteten führte, war sie Gott weiß wo.

Wenn Simonette ihre beiden Kühe auf die Weide führte, dachte sie gar oft an Fräulein Reine. Sie waren von gleichem Alter; sie hatten zusammen auf der Wiese des Schlosses gespielt und sie waren zusammen schön geworden. Reine besaß die edle Schönheit ihres Geschlechts. Später werden wir sie wohl ohne ihren Trauerschleier sehen.

Ein lieblicheres Geschöpfchen als Simonette aber könnt ihr euch nicht denken! Schwarze Augen mit langen seidnen Wimpern, einen kindlichen und zugleich schelmischen Mund, rothe Wangen unter den vollen

Locken ihres rabenschwarzen Haares. Und dazu ein Lächeln! Simonette! Simonette! der bloße Name war genug, um Jeden aufzuheitern, der sie nur ein Mal gesehen hatte.

Ausgenommen der arme kleine Jeannin, der Muschelfischer. Jeannin weinte, wenn die Andern lachten.

Er verbarg sich, um Simonetten vorübergehen zu sehen, und wenn er sie gesehen hatte, legte er beide Hände an die Stirn.

Denkt euch einen Engelskopf mit langen blonden Lockenhaaren, großen, blauen, sanften Augen, und unter dem leider sehr abgetragenen Hammelfelle die schüchterne Unbeholfenhkeit des Jünglings.

Jeannin war achtzehn Jahre alt.

Simon le Priol hatte ihn vielleicht in seinem Leben noch nicht angesehen. Er war keine Partie für seine Tochter, denn Simon verlangte für sie einen Mann, der funfzig nantesische Thaler besaß. Funfzig Thaler! großer Gott, so viel Geld hatte Jeannin sein Lebtag noch nicht gesehen, nicht einmal im Traume.

Taugen aber auch solche Seraphe mit saphirgrünen Augen und goldblonden Haaren zu Ehemännern? Vincenz Gueffès sagte Nein.

Ein Wort über Vincenz Gueffès.

Er hatte eine schmale Stirn, eine große Nase und einen noch größern Mund, der mit einer Helle-

barde gespalten zu sein schien. Darin ein Paar monumentale Kinnladen, mit langen, breiten und gewaltigen Zähnen. Außerdem ein Paar hübsche, kleine, runde Augen mit rother Einfassung, aschblonde Haare und eine lange hagere Gestalt in einem Rocke, der für einen Andern verfertigt war.

Ein bestimmtes Alter hatte er nicht. Leute wie Vincenz Gueffès sind zwischen fünfundzwanzig und sechzig Jahre alt. Nach dem sechzigsten Jahre werden sie wieder jung. Gueffès war der Nebenbuhler des kleinen Jeannin. Er fand Simonetten ganz allerliebst und wenn er an ihre Mitgift dachte, zeigte sich die Doppelreihe seiner vorsündfluthlichen Zähne in einem freudestrahlenden Lächeln.

Freund Gueffès bettelte nie in der Nähe von Saint-Jean. Uebrigens hieß betteln damals nichts weiter, als seinen Theil von gewissen periodischen Spenden annehmen. Vincenz Gueffès holte seine unentgeltliche Suppe im Kloster, er rief Noel, wenn er großen Herren begegnete; aber er war kein gemeiner Bettler. Man wußte sehr gut, daß er irgendwo einen gefüllten Lederbeutel aufbewahrte, der Simon le Priols Wohlwollen hinreichend motivirte.

Der arme kleine Jeannin war furchtsam wie ein Haase, sonst würde es Vincenz Gueffès übel ergangen sein.

Wen hätten wir jetzt noch von den Gästen Simons zu beschreiben? Außer ihm selbst, seiner Gattin Fanchon, seiner Tochter Simonette, Gueffès und dem kleinen Jeannin waren es nur stumme Figuranten: Joson der Korbflechter, Michon die Bleicherin, vier Geschwister Mathurin, eben so viele Gothon, zwei Catiche und ein Schulweiser. Vergessen wir jedoch nicht die beiden schönen Kühe, die am andren Ende des Gemachs auf ihrer Streu lagen, und mit Respect zu vermelden, drei Schweine, die unter dem Tische grunzten.

Der Ciderkrug und die gemeinschaftliche Suppenschüssel machte fleißig die Runde. Der kleine Jeannin ließ Beide vorübergehen, ohne sie mit den Lippen zu berühren, denn er sah nur immer Simonette an, soviel er konnte.

Vincenz Gueffès schwieg, wie es eines verständigen Niedernormannen Pflicht und Schuldigkeit war.

Simonette lachte bald mit Diesem, bald mit Jenem, bald mit Allen. In diesem Augenblicke hörte sie jedoch auf Simon le Priol, der eine Geschichte erzählte. Und es war eine schöne Geschichte, denn man hätte eine Maus im Zimmer laufen hören können.

„Ja, so war's, meine guten Freunde," sagte Simon; „der Ritter war aus der Gegend von Leon

oder Cornouailles, und er kam nach Dol, um seine Mutter oder sonst Jemanden zu besuchen.

„Sie schliefen ihrer Drei in dem nämlichen Zimmer im Gasthofe zu den vier Goldpfennigen neben dem Minimenkloster: ein Franzos, ein Normanne und der bretagnische Ritter, zusammen drei, wie ich gesagt habe.

„Ehe sie einschliefen, sang der Franzos ein altes Lied, der Normanne zählte seine Engelsthaler und der Bretagner sprach sein Abendgebet.

„Der Franzose fragte den Normannen:

„„Wie viel hast Du in Deinem Beutel, Kamerad?““

„„Hundert rouenneser Sols und drei flandrische Ducaten,““ antwortete der Normanne.

„„Willst Du in funfzehn Sätzen gegen hundert Sol parisis und drei Glieder meiner goldenen Kette mit mir darum würfeln?““

„Der Normanne zog seinen Beutel zu und legte ihn unters Kopfkissen.

„„Du willst nicht?“ hob der Franzos wieder an; „nun, wenn Du nicht darum spielen willst, so wollen wir darum trinken.““

„„Ich bitte Euch, Kameraden,“ sagte der Bretagner, „mich ruhig beten zu lassen ...““

„„Gieb mir das Glas, Mathurin!““

Man sah im ganzen Kreise nur neugierige Blicke und offen stehende Lippen. Simon le Priol that einen herzhaften Zug und fuhr fort:

„Jetzt, meine Freunde, sollt Ihr hören, was die Dünenfee that.“

Zweites Kapitel.

Ein Bretagner, ein Franzos und ein Normanne.

„Der Bretagner sagte also zu den beiden Anderen:

„„Ich bitte Euch, Kameraden, mich ruhig beten zu lassen.““

„Aber seht Ihr, Kinder, diese Franzosen haben den Teufel im Leibe.

„„Du kannst morgen Abend eben so gut beten, versetzte der Franzos. „Wenn Du etwas in Deinem Beutel hast, so schlage ich Dir die nämliche Partie vor.““

„Der Bretagner bekreuzte sich und sagte Amen, weil sein Gebet zu Ende war.

„„Du sagst Amen?“ rief der Franzos; „also willigst Du ein? ... Ich habe Würfel in meinem Beutel, wie jeder brave Mann. Steh auf, Normann, und sei Zeuge!““

„Wißt Ihr, wer jetzt in Verlegenheit kam, meine Kinder? ... Es war der bretagnische Ritter, denn er hatte nur ein armseliges Vierundzwanzigsousstück im Beutel, das noch dazu durchlöchert und am Rande beschnitten war. Zur Ehre der Bretagne konnte er sich jedoch nicht weigern.

„„Gott und die heilige Jungfrau werden mir nicht helfen," dachte er; „so hilf Du mir, Fee der Dünen!""

Die Schemmel wurden näher gerückt und Aller Augen hefteten sich erwartungsvoll auf den Erzähler.

Simon le Priol verlangte abermals den Krug und die Schüssel, nahm einen tüchtigen Schluck und sprach weiter:

„Ihr werdet mich fragen, was die Dünenfee bei einer Würfelpartie auf festem Grund und Boden thun konnte? Ihr sollt es sogleich hören, meine Kinder.

„„Bei uns zu Lande, Kamerad," sagt der bretagnische Ritter, „spielt man dieses Spiel nicht.""

„„Welches spielt Ihr denn?""

„„Das Stockspiel.""

„„Und wie wird es gespielt?""

„„Ohne Tisch, im Freien und mit zwei langen Stöcken ... Ein gutes Auge, eine gewandte Hand, einen festen Fuß, und Gott befohlen!""

„Der Franzos verstand ihn und schnitt ein saures Gesicht.“

Die Gesellschaft brach in ein heiteres Gelächter aus. Nur der kleine Jeannin lachte nicht, sondern er dachte fortwährend: „Wenn ich doch funfzig nantesische Thaler hätte! ...“

„Ihr seht, der Bretagner war nicht dumm, das muß man ihm lassen,“ fuhr Simon le Priol fort. „Jetzt war der Franzos in Verlegenheit. Der Normanne aber hatte eine Idee.

„„Topp!“ rief der Franzos, der unterwegs den Mont Saint-Michel von weitem gesehen hatte.

„„Kameraden,“ sagte er, „wir können uns verständigen und dann bin ich auch bei der Partie, wenn es Euch recht ist. Wir brauchen weder Würfel noch Stöcke. Wir wollen eine Wallfahrt nach dem Hause des heiligen Erzengels Michael machen und wer zuerst ankommt, hat gewonnen.““

„„Topp!“ sagte auch der Bretagner, der nicht zurücktreten wollte.

„Der Normanne lachte sich in's Fäustchen, denn er kannte die Dünen, da er aus Genest, nicht weit von Avranches war. Sie gaben einander die Hand und gingen in den Stall.“

Es wäre unmöglich, die Neugierde zu beschreiben, welche diese einfache Legende bei den Zuhörern Simons erweckte. Denn erstens war es ein Kampf zwischen

den drei rivalisirenden Völkern: den Bretagnern, den Normannen und den Franzosen; dann war von den Dünen, von diesen Wüsten ohne Straßen und mit bekannten, aber stets geheimnißvollen Gefahren die Rede, und endlich sah man am Schlusse der Erzählung die Dünenfee, das mythologische, überirdische Wesen, das jeder bretagnischen Phantasie so lieb und theuer war.

Die Dünenfee, deren Name in allen Sagen und Geschichten, welche am Heerde erzählt wurden, eine Rolle spielte, das Irrlicht der Herbstnächte, das Gespenst, das im mitternächtlichen Dunkel über die Dünen dahinschwebte ... die Dünenfee mit ihrem Azurmantel und ihrer Sternenkrone!

„Also die drei Ritter gingen in den Stall," sprach Simon le Priol weiter; „der Bretagner sattelte seinen Rappen, der Franzos seinen Schimmel, der Normanne seine Schecke und fort gin'gs im Galopp.

„„Glückliche Reise, meine Freunde!" rief der Normanne seinen Kameraden zu und schlug die Straße von Pontorson ein.

„Der Franzos antwortete: Glückliche Reise! und sprengte geraden Weges den Dünen zu.

„Der Bretagner sagte auch: Glückliche Reise! aber er hielt sein Pferd an.

„Was that er? jetzt konnte ihn die Fee unglücklich oder glücklich machen.

„Der Normanne also machte den großen Umweg,

der Franzos galoppirte den Dünen zu, mein Bretagner aber ging, so wahr ich lebe, zu einem Zuckerbäcker und kaufte für sein ganzes Vierundzwanzigsousstück Näschereien. Er wußte, daß die gute Fee das Zuckerwerk liebte, weil sie eine Frau war. Dann ritt er fort, streute seine Leckerbissen am Ufer hin und sagte:

„„Gute Fee! gute Fee! erbarme Dich meiner!““

„Ihr wißt, und es ist die Wahrheit, daß die Fee mit dem Nebel herniedersteigt, aber sie gleitet auch zuweilen auf den Mondstrahlen herab, und so sah der Bretagner sie kommen. Ihr sollt sehen, was für ein tapferer Mann er war! Die Fee suchte das Zuckerwerk auf, der Bretagner schlich ihr nach und während sie sich gütlich that, umfing er sie mit beiden Armen ...“

„Da sehe Einer!“ rief die Gesellschaft.

Und die Aufmerksamkeit nahm immer mehr zu. Selbst der kleine Jeannin richtete jetzt seine blauen Augen auf Simon le Priol.

„Ja, meiner Treu!“ fuhr Letzterer fort, „der Bretagner umarmte sie, wie ich meine Fanchon bei unsrer Verlobung umarmte. Und wenn Ihr auch nicht viel wißt, so wißt Ihr doch soviel, daß die Fee, wenn man sie einmal ergriffen hat, Alles giebt, was man von ihr verlangt.“

„Ach!“ rief der kleine Jeannin, der es vielleicht

noch nie gewagt hatte, vor einer so imposanten Gesellschaft zu sprechen; „ist dies wirklich wahr?“

„Ob es wahr ist?“ ... begann Simon entrüstet.

„Giebt sie auch nantesische Thaler?“ unterbrach ihn Jeannin.

Die ganze Gesellschaft lachte. Der arme Kleine schlug beschämt und feuerroth die Augen nieder.

Simonette allein errieth den verborgenen Sinn dieser Frage und mit einem Blicke dankte sie dem kleinen Jeannin, der in seinem Hammelfelle schöner war als ein Liebesgott.

„Du hast hier nichts zu reden, Bursche,“ sagte indessen Simon le Priol. „Die Fee giebt nantesische Thaler, wie sie Perlen, Diamanten und Alles geben würde.

„Der Bretagner sagte nun zur Fee:

„„Gute Fee, ich will weder Gold noch Silber, ich möchte nur trocknen Fußes und geraden Weges den Mont Saint-Michel erreichen.““

„Er hatte kaum ausgesprochen, so saß die Fee schon auf dem Nacken seines Pferdes, und er im Sattel.

„Und hopp! jagte der Rappe ganz von selbst im Galopp davon. Wetter! das hätte ich sehen mögen! Nach einer Stunde sah der Bretagner den armen Franzosen, der eben mit seinem Schimmel mitten im Bette des Couesnon im Sande versank. Der Bre-

tagner hatte kaum Zeit zu sagen: Gott sei meiner Seele gnädig! ... Der Rappe flog wie ein Pfeil dahin und die Fee ließ, auf den Hals des Pferdes gelehnt, ihren weißen Schleier im Winde flattern. So lange der Rappe die Düne unter den Hufen hatte, war es noch nichts; aber es war die Zeit der Fluth und das Meer wuchs heran. Bald umspülten seine Wellen die Füße des Rosses ... aber es jagte über das Wasser dahin und berührte nur den Schaum mit den Spitzen seiner Hufe.

„Die Wellen tanzten und der Bretagner schloß die Augen, um nicht wahnsinnig zu werden.“

Den Zuhörern verging der Athem, während sie im Geiste dem fantastischen Ritte folgten. Man kann sagen, daß Jedermann am Kamin den Rappen über die Wellen dahin jagen und den Schleier der Fee im Abendwinde flattern sah.

Fanchon tauchte den hölzernen Schöpflöffel in den Suppenkessel und füllte einen Napf.

„Der Antheil für die gute Fee!“ flüsterte man in der Runde. Vincenz Gueffès, der häßliche Normanne, zuckte allein verächtlich mit den Achseln.

„Meine Geschichte ist nicht mehr lang, Kinder,“ fuhr Simon le Priol fort: „Der Bretagner betete sein frommes Ave, weil er einsah, daß er Unrecht gethan hatte, sich unter einen andern Schutz als den der Jungfrau Maria zu begeben, als er plötzlich einen

gewaltigen Stoß fühlte. Es war der Rappen, der auf dem Felsen festen Fuß gefaßt hatte.

„Der Bretagner schlug die Augen auf. Die Fee wiegte sich wie eine Wolke in den Strahlen des Mondes. Dann warf sie sich mit dem Kopfe voran ins blaue Meer, deß es Funken sprühte.

„Der bretagnische Ritter brachte den übrigen Theil der Nacht betend in der Klosterkapelle zu, und am nächsten Morgen, als die Fluth zurückgetreten war, sah er den Normannen auf der Straße von Pontauboult ankommen. Der Normanne gab ihm, wenn auch ungern, seine hundert rouennesischen Sous und seine drei Goldthaler. Was aus dem Franzosen geworden ist, weiß der Teufel.“

„Das war meine Geschichte, Kinder; Alles ist so wahr, wie meine Mutter es mir erzählt hat. O, e, de, Ende.“

Es entstand ein lautes Geräusch, denn Jedermann hatte bis jetzt den Athem an sich gehalten. Es wurden allerhand Bemerkungen gemacht und namentlich fühlten die Zungen der vier Schwestern Gothon das Bedürfniß, sich zu bewegen.

„Jesus im Himmel!“ rief die Eine; „der arme Franzos ist doch sehr hart bestraft worden!“

„Warum sang er auch zum Abendgebet heidnische Lieder!“ versetzte die Zweite.

„Und der Normanne!“ rief die Dritte.

„Der ist schön überlistet worden!“ schloß die Vierte.

Alle lachten. Vincenz Gueffès zuckte wieder mit den Achseln.

„Und Ihr werdet jetzt einen Napf voll Grütze vor Eure Thür stellen? nicht wahr, Dame Fanchon?“ fragte er in spöttischem Tone.

„Ja, Herr Gueffès,“ antwortete die Hausfrau und sagte dann zu Simonetten: „Hier, Kind, trage der guten Fee ihren Antheil hinaus.“

Simonette nahm die dampfende Schüssel und stellte sie vor die Thür. Jeannin sah ihr gedankenvoll nach.

„Ihr glaubt also, daß die Fee von Eurer Suppe kosten wird?“ hob Gueffès wieder an.

„Allerdings glaube ich es!“ rief Fanchon ärgerlich.

„Wer sollte es nicht glauben?“ sagte Simon le Priol; „haben es nicht unsere Eltern und Voreltern geglaubt?“

„Eure Eltern und Voreltern warfen ihre Suppe so gut weg als Ihr,“ erwiderte Gueffès. „Es ist ewig Schade, die schöne Grütze den Landstreichern oder den Hunden Preis zu geben.“

„Ist es erlaubt, so etwas zu sagen!“ riefen die vier Schwestern Gothon.

„Ich sage Euch,“ fuhr Gueffès fort, „daß es

auf den Dünen eben so wenig eine Fee giebt, wie hier in meiner Hand. Hat Einer von Euch sie gesehen?"

Diese Frage wurde in einem triumphirenden Tone ausgesprochen. Man sah einander ein wenig betroffen an.

„Da habt Ihr's" ... begann Gueffès wieder.

Aber er wurde durch den kleinen Jeannin unterbrochen, der mit fester und heller Stimme sagte:

„Ich habe sie gesehen!"

Drittes Kapitel.

Was Julian auf dem Markte zu Dol erfahren hatte.

Die Anhänger der guten Fee, welche durch Guesfès' Frage aus der Fassung geriethen, hatten nicht auf diesen unerwarteten Beistand gehofft.

Der kleine Jeannin wurde in der Gesellschaft der Honoratioren von Saint-Jean eigentlich nur geduldet und man gestand ihm sonst nie das Wort zu.

Ein Mensch aber, der eine Idee hat, erscheint plötzlich größer, und von dem Augenblicke an, als Simon le Priol sagte: „Die gute Fee giebt Alles, was man von ihr verlangt," hatte Jeannin eine Idee.

Einige Male hatte er der schönen Simonette dreist in's Gesicht geblickt und sie war darüber nicht unwillig geworden. Jetzt stand er mit hoch erhobener und gerötheter Stirn, aber zu Boden gesenkten Augen vor dem Kamin und Aller Blicke richteten sich auf ihn.

„So? Du hast sie gesehen, Kleiner?“ fragte Gueffès mit seiner höhnischen Miene.

„Ja, ich habe sie gesehen,“ antwortete Jeannin.

„Er hat sie gesehen! Er hat sie gesehen!“ erscholl es in der Runde. Und Simonette fühlte sich — warum? wußte sie selbst nicht — ganz stolz über die Aufmerksamkeit, welche man dem kleinen Muschelfänger schenkte.

„Und wo hast Du sie gesehen?“ fragte Gueffès.

„Hier vor der Thür.“

„Wann?“

„Gestern.“

„Um welche Zeit?“

„Um Mitternacht.

Vincenz Gueffès verzog sein häßliches Gesicht zu einem boshaften Lächeln.

„Ei, ei, Kleiner,“ sagte er, „was hast Du denn um Mitternacht vor Simon le Priols Thür zu suchen?“

Simonette ängstigte sich um Jeannin. Er aber war diesen Abend kein Knabe, sondern ein Mann. Mit kecker Stirn trat er vor Gueffès und antwortete ihm:

„Hier, wie überall, thue ich was ich will. Uebrigens erinnere ich Euch an das Spiel, welches der Bretagner dem Franzosen im Gasthofe zu den vier Goldpfennigen vorschlug ... an das Spiel, das ohne Tisch,

im Freien und mit zwei langen Stöcken gespielt wird, Herr Vincenz Gueffès...!“

Simon le Priol konnte sich beim Himmel nicht enthalten, zu lachen, und zwar nicht auf Unkosten des kleinen Jeannin.

Simonette ward ganz roth vor Vergnügen. Gueffès ließ sich jedoch nicht werfen.

„Ein Stock beweis't noch nicht, daß Lügen ein Evangelium sind,“ versetzte er. „Was that die Fee, als Du sie sahest?“

„Sie bückte sich vor der Thür, um einen Weizenkuchen aufzuheben.“

„Das ist wahr,“ bestätigte Frau Fanchon, „ich hatte einen Weizenkuchen vor die Thür gelegt.“

„Und wie sieht die Fee aus?“ fragte Gueffès weiter. Jeannin stockte.

„Sie ist schön,“ sagte er endlich, „schön wie ein Engel... fast eben so schön als die Tochter Simon le Priols.“

Seine Stimme zitterte, als er die letzten Worte sprach, bei denen Simonettens Herzchen lauter schlug.

Simon und seine Gattin runzelten zu gleicher Zeit die Stirn.

Als Vincenz Gueffès eben seinen großen Mund öffnete, um einen giftigen Pfeil zu schleudern, der ihn für seine Niederlage rächen konnte — denn er war

besiegt —, ließ sich draußen der Hufschlag eines Pferdes vernehmen.

Alle standen auf.

„Es ist Julian!“ rief man, „Julian le Priol!... Wir bekommen Nachrichten aus der Stadt!“

Das Pferd hielt vor der Thür, diese wurde geöffnet, und Julian, Simon le Priols Sohn, trat ein.

Julian war ein zwanzigjähriger, kräftiger junger Mann mit schwarzen Haaren und lebhaften, treuherzigen Augen. Er küßte seine Mutter und seine Schwester. —

„Was bringst Du uns Neues, mein Sohn?“ fragte der Vater.

„Nichts Gutes,“ antwortete Julian, indem er die Sensenklingen auf den Tisch warf, die er in Dol gekauft hatte. „Es sind keine Bösewichter, die das Schloß Saint-Jean geplündert haben, und nicht zum Scherz ist vor der Freitreppe der Galgen des herzoglichen Gerichts aufgestellt worden. Hugo von Maurever, unser Grundherr, ist des Hochverraths angeklagt.“

„Des Hochverraths?“ wiederholte Simon ganz erstaunt.

In der damaligen Zeit erhielt man die Nachrichten noch nicht durch die Post. Im Dorfe Saint-Jean, das im Angesichte des Mont Saint-Michel und bis fünf sechs Lieues von Avranches entfernt lag, wußte

man noch nicht, was vor vierzehn Tagen in der Kirche des Klosters geschehen war.

In der vorhergegangenen Woche war das Schloß Saint=Jean eines Nachts durch unsichtbare Hände völlig ausgeplündert worden. Die erschrockenen Dorfbewohner hatten lautes Singen und Schreien gehört und am nächsten Morgen war kein lebendiges Wesen mehr im Schlosse.

Vor dem Hauptthore aber war ein Pfahl mit einer Tafel errichtet, auf welcher das bretagnische Wappen und die Worte: „Herzogliche Justiz“ zu sehen waren.

Die Schloßherrschaft war übrigens schon seit längerer Zeit abwesend, und die Plünderer hatten bei ihrer Ankunft nur Diener gefunden.

Am folgenden Tage hatten die Leute aus dem Dorfe durch die zerschlagenen Fenster in's Innere des Schlosses geblickt und nur noch die nackten Wände gesehen.

Julian saß zwischen seinem Vater und seiner Mutter. Jedermann sah ihn mit einem fragenden Blicke an, und sein Gesicht hatte einen schmerzlichen und ernsten Ausdruck.

„Wenn Herr Hugo von Maurever,“ begann er mit langsamer Stimme, „mich mit sich auf das Schloß Guildo nahm, das Herrn Gilles von Bretagne gehörte, sah ich schöne Feste. Herr Gilles war ein

junger, schöner und stolzer Ritter. Und wie ich Euch schon erzählt habe: Als eines Tages der Falke Bianca's von Caverley, der Schönsten unter den Schönen, nach dem andern Ufer des Arguenon entfloh, sprang Herr Gilles mit einem Satze über den Fluß ... Jetzt liegt er in einem bleiernen Sarge unter den Steinplatten einer Kapelle. Und Jedermann weiß recht gut, daß er an Gift gestorben ist!“

„Mein Sohn Julian,“ sagte Simon le Priol, „wir haben für das Heil seiner Seele gebetet ... was können gute Christen mehr thun?“

„Wir leider Nichts!“ erwiderte der junge Mann, indem er einen Blick auf seinen Anzug warf; „Herr Hugo von Maurever aber ist ein Ritter! ... Ihr sollt hören, was die Leute auf dem Markte zu Dol sagten: Unser Herzog Franz war eifersüchtig auf seinen Bruder Gilles. Er ließ ihn nächtlicher Weile durch Jean, Sire de la Haise, der kein Bretagner, und Olivier von Méel, der ein Bösewicht ist, vom Schlosse Guildo entführen. Jean de la Haise schloß Herrn Gilles im Thurme von Dinan ein. Und da der arme junge Herr über die Rance Signale gab, ließ ihn der verdammte Robert Roussel in die unterirdischen Kerker von Chateaubriand bringen. Diese Kerker waren ihnen aber noch nicht tief genug. In einer Winternacht ließen Jean de la Haise und Robert Roussel ihre Reisigen aufsitzen und brachten Gilles nach Moncontour.

Dort giebt es Menschen und man bedauerte Gilles. Jean de la Haise und Robert Roussel schlossen ihn in die Festung Touffon ein. Da aber Touffon zu nahe bei einem Dorfe liegt, so suchte man noch etwas Sicheres, und man fand in einem einsamen Walde das Schloß la Hardouinays, wo Gilles seine Seele ausgehaucht hat. Ich bin nur ein Landmann, Vater, aber meine Seele empört sich, wenn ich daran denke, was der Sohn der Bretagne bis zu seinem Tode gelitten haben mag! Jean de la Haise und Robert Roussel bewachten den Gefangenen mit Argusaugen ... sie wollten ihn Anfangs verhungern lassen ...“

„O!“ unterbrach Fanchon ihren Sohn, denn sie konnte diesen Ausruf des Entsetzens nicht zurückhalten.

Der nämliche Laut entfuhr der Brust aller Uebrigen.

Nur Vincenz Gueffès schwieg gleichgiltig.

„Gilles von Bretagne,“ fuhr Julian fort, „saß in einem Kerker, dessen Oeffnung sich unmittelbar über dem Erdboden befand und mit Gebüsch verwachsen war. Zuerst gab man ihm zwei Tage Nichts zu essen, dann drei Tage, dann eine ganze Woche. Nach Verlauf dieser Woche gingen Jean de la Haise und Robert Roussel in den Kerker hinab, um den Leichnam in einen Sarg zu legen. Aber sie fanden keine Leiche; Gilles von Bretagne lebte noch! Ein Engel hatte seine Tage beschützt, und Ihr Alle kennt diesen schönen Engel mit den blonden Haaren und dem sanften Lächeln,

diesen Engel, der unsrem Orte so lange den Segen der Mildthätigkeit angedeihen ließ...“

„Fräulein Reine!“ lispelte Simonette, deren Augen sich mit Thränen füllten.

„Das liebe, edle Fräulein!“ rief man einstimmig; „Gott segne sie!“

Vincenz Gueffès' häßliche Stimme fehlte abermals.

„Reine von Maurever!“ wiederholte Julian mit dem Ausdrucke der Begeisterung; „ja, sie war es, Reine von Maurever! Jeden Abend trotzte sie dem Bolzen der Armbrüste oder der Kugel der Büchsen und brachte dem Gefangenen Brot. Als aber die beiden Kerkermeister und Henker sahen, daß der Hunger ihn nicht schnell genug tödtete, kauften sie drei Packete Gift von dem Mailänder Marco Bastardi, dem bösen Genius des Sire von Montauban. Eines Abends kam Reine von Maurever, wie gewöhnlich als Bäuerin verkleidet, und klopfte an die Stäbe des Gitters. Niemand antwortete. Gilles lag in seiner ganzen Länge auf dem feuchten Stroh. Reine errieth Alles. Sie holte ihren Vater, der sich in der Umgend verbarg, und einen Priester herbei. Gilles konnte sich noch auf seinem Lager emporrichten und durch die Fensteröffnung beichten. Als er geendigt hatte, fragte ihn der Priester:

„„Gilles von Bretagne, vergebet Ihr Euern Feinden?“

„„Ich vergebe Allen, außer meinem Bruder, Franz

von Bretagne," antwortete der Sterbende mit seinem letzten Lebensfunken. „Abel hat dem Kain nicht verziehen... für den Brudermord giebt es keine Verzeihung, denn sie wäre eine Gottlosigkeit...!"

„Er erhob sich auf seine schwankenden Füße und kam bis an's Fenster, an dessen Stäben er sich festhielt.

„„Pater," sagte er zu dem Geistlichen, „Deines Gleichen ist ohne Furcht, weil Ihr ohne Tadel seid. Geh' zum Herzoge Franz, meinem Bruder, meinem Herrn und meinem Mörder, und sage ihm, daß Gilles von Bretagne gestorben ist, indem er ihn vor den Richterstuhl Gottes forderte. Willst Du dies thun?"

„Der Priester war unschlüssig.

„„Ich will es thun," sprach Hugo von Maurever schluchzend, denn er liebte Gilles wie seinen Sohn.

„Dieser streckte die Hand durch das Gitter und Hugo von Maurever küßte sie weinend.

„„Ich danke Euch!" flüsterte Gilles und fiel auf sein Lager zurück. Einige sagen, daß Jean de la Haise und Robert Roussel, als sie am Abende ihren Gefangenen besuchten, nur noch einen Leichnam fanden. Andere behaupten, er sei noch nicht todt gewesen und die beiden Schurken hätten ihn vollends mit ihren Händen erwürgt."

Julian le Priol machte eine Pause. Niemand ergriff das Wort, Alle waren starr vor Entsetzen.

Julian erzählte dann, wie Hugo von Maurever,

seinem Versprechen gemäß, als Mönch verkleidet in die Basilica von Saint-Michel gekommen war und den Herzog Franz in dem Augenblicke angeredet hatte, als dieser den Katafalk mit Weihwasser besprengen wollte; wie Hugo dann wieder verschwunden war und wie der junge Aubry von Kergariou dem Herzoge sein Schwert vor die Füße geworfen und sich geweigert hatte, Maurever zu verfolgen.

„Jetzt,“ fuhr er fort, „verbirgt sich Hugo, man weiß nicht wo. Der Herzog hat einen Preis von funfzig nantesischen Thalern auf seinen Kopf gesetzt. Fräulein Reine ist verschwunden und Aubry sitzt in den unterirdischen Kerkern des Mont. Dies ist es, was ich in Dol erfahren habe.“

Bei den Worten: „Funfzig nantesische Thaler“ hatten zwei von den Anwesenden die Ohren gespitzt. Der Eine war Jeannin, dessen große blaue Augen bei diesen Zauberworten funkelten; der Andere war Vincenz Gueffès, der sich hinter dem langen Ohre kratzte und reiflich zu überlegen begann.

„Und man weiß nicht, wohin sich unser Fräulein Reine geflüchtet hat?“ fragte Simon.

Julian schüttelte den Kopf.

„Man sagt, daß sie zuerst auf der Herrschaft Roz, dann auf der Herrschaft l'Aumone gewesen sei. Die Vasallen aber haben sie aus Furcht vor dem Herzoge vertrieben.“

„Vertrieben? unser Edelfräulein...?“

„Man sagt, daß sie auch gefürchtet hat, vom Schlosse Saint-Jean vertrieben zu werden, denn die Herolde des Hofes ziehen im ganzen Lande umher und verkünden überall mit Trompetenschall Denen, welche einem Mitgliede der Familie Maurever Schutz und Obdach gewähren, ein klägliches Ende.“

„Aber wo ist sie denn?“

Julian schwieg eine volle Minute, ehe er antwortete.

„Ich habe dem alten Vikar von Roz am Eingange der Kirche begegnet,“ sagte er endlich mit Anstrengung; „er weinte...“

„Er weinte?“

„Und sagte zu mir: Julian, vergiß nicht die Tochter Deines Lehnsherrn, wenn Du des Abends Dein De profundis betest.“

Simonettens Augen füllten sich mit Thränen. Mutter Fanchon wollte aufstehen, fiel aber kraftlos wieder zurück.

„Todt! ... todt!“ murmelte man am Kamin; „Reine von Maurever, das junge, schöne, edle Fräulein... sie ist todt?“

„Ja, sie ist todt!“ wiederholte Julian le Priol.

Dann setzte er, sich bekreuzend, hinzu:

„Und ich glaube, daß ich ihren Geist schon gesehen habe.“

Ein Schauder trat an die Stelle des schmerzlichen Ausdrucks, der auf allen Gesichtern zu lesen war.

„Als ich vorhin beim Schlosse vorüberging,“ fuhr Julian fort, „sah ich nach den Fenstern hinauf, die keine Scheiben mehr haben. Die Mauern waren vom Monde beleuchtet, jedes Fenster bildete nur eine finstere, schwarze Oeffnung ... und an einem derselben sah ich eine weiße Gestalt erscheinen ... und ich sprach ein Gebet, um Gott anzuflehen, daß er der Seele unseres unglücklichen Fräuleins gnädig sei ...“

Eine feierliche Stille herrschte im Gemache. Der Ciderkrug und die Schüssel standen unberührt auf dem Tische. Auf dem Heerde brannte die Suppe an, ohne daß Jemand es bemerkte.

Plötzlich wurde die Stille, in der man nur die beklommenen Athemzüge hörte, durch ein Geräusch unterbrochen.

Es war der Schall einer Trompete.

„Hört!“ rief Julian, erschrocken aufspringend.

„Was ist das?“ fragte Simon.

„Es ist der Herold des Herzogs Franz, welcher den auf Maurevers Kopf gesetzten Preis ausruft.“

„So spät in der Nacht ...?“

„Die Rache schläft nicht, Vater ... Franz von Bretagne ist seit zehn Tagen um zehn Jahre älter geworden ... er wird sich beeilen müssen, wenn er vor seinem Tode noch Jemanden ermorden will.“

Viertes Kapitel.

So geht es im Kriege!

Die Abendgäste Simon le Priols dachten:

„Der Geist des unglücklichen Fräulein Reine kommt zu uns, weil sie von ihren anderen Schlössern vertrieben worden ist.“

Die Bewohner des Dorfes Saint-Jean waren bis zum kleinen Jeannin herab alle brave Leute. Nur was Vincenz Gueffès dachte, vermögen wir nicht zu sagen; wir wissen nur, daß seine Stirn sich unter den starren Büscheln seines tief herabgehenden Haares faltete.

Vor der Kapelle auf dem Kirchhofe des Dorfes Saint-Jean ertönte lautes Waffengeklirr und Pferdegetrappel. Brennende Fackeln schüttelten ihre Flam-

menmähne, die Trompeten schmetterten und riefen die getreuen Unterthanen des edlen Herzogs Franz herbei.

Es mochte elf Uhr Abends sein. Die Hütten und Pachthöfe wurden leer; nicht Einer blieb in seinem Bett oder am Heerde.

Die Gäste Simon le Priols und er selbst mit seiner Gattin, seinem Sohne und seiner Tochter, begaben sich nach dem Platze, denn wer dem Rufe des Hofes nicht folgte, hatte schwere Geldbuße zu gewärtigen.

Das Dorf Saint-Jean zählte im Ganzen an Männern, Frauen und Kindern sechzig bis achtzig Einwohner, die sich um die in den Erdboden gepflanzten Fackeln aufstellten.

Es war ein Ritter mit sechs Lanzen und einem Dutzend Gemeinen, welche den bretagnischen Fürsten begleiteten.

Der Ritter trug eine nagelneue Rüstung, die im Scheine der Fackeln glänzte. Sein Visir war herabgelassen. —

Die Trompeten schmetterten den letzten Signalruf, und der Herold erhob seine Standarte von Hermelin.

„Hört, Bretagner, und merket auf!“ sprach der Herold. „Im Namen unseres Herrn, des hohen und mächtigen Herzogs Franz, seines Namens der Erste, läßt der Herr Seneschal allen Unterthanen des Herzogthums Bretagne: großen Vasallen, Lehnsherren, Lehns-

pflichtigen, Bürgern und Bauern, verkünden, daß der Ritter Hugo von Maurever, Burgherr von Roz, von l'Aumone und von Saint-Jean-des-Grèves, sich des Verbrechens des Hochverraths schuldig gemacht hat. — Daher ist es der Wille meines gnädigen Herrn Herzogs Franz, daß besagtem Hugo von Maurever durch Henkershand das Haupt vom Körper getrennt und daß seine Güter und Besitzungen zum Besten des Gerichts eingezogen werden sollen. — Demjenigen, der den genannten Verräther Hugo von Maurever der herzoglichen Gerechtigkeit überliefert, werden aus der Kasse meines Herrn und Gebieters funfzig Goldthaler ausgezahlt. — Besagter Urtheilsspruch wird zu Jedermanns Kenntniß unter Trompetenschall in allen Städten, Flecken, Dörfern und Weilern des Bisthums Dol ausgerufen und abschriftlich an sämmtliche Kirchthüren angeschlagen."

Der Herold entfaltete eine kleine Rolle Pergament, welche dann von einem Soldaten an die Kirchthür angeheftet wurde.

Diese ganze Scene erfüllte die Bewohner des Dorfes Saint-Jean mit Schrecken.

Als die Soldaten die in den Erdboden gepflanzten Fackeln wieder nahmen und der Zug sich in Bewegung setzte, wollte Jeder so schleunig als möglich zurückkehren.

Aber man war noch nicht zu Ende. Was bis jetzt geschehen, war nur der feierliche Paradeact.

Der Ritter, der sich auf seine neue Rüstung viel

einzubilden schien, und der während der Proklamation unbeweglich auf seinem hohen Rosse gesessen hatte, ergriff jetzt das Wort.

„Holla, Kinder!“ rief er den Soldaten zu, „macht Euch Freunde unter den braven Leuten, die wie ein Schwarm Enten auseinanderstieben ... sie werden Euch diese Nacht gern beherbergen.“

Jeder Soldat eilte sogleich einem der Dorfbewohner nach. Die Lanzenträger blieben bei dem Herold und ihrem Anführer. Dieser hielt schon den kleinen Jeannin an einem Ohre und fragte ihn:

„Kennst Du den Weg nach dem Schlosse Saint-Jean, Bursche?“

Jeannin fürchtete sich, obgleich die Stimme des Ritters sanft und freundlich war. Er antwortete indessen:

„Das Schloß ist ganz in der Nähe.“

„So nimm eine Fackel, mein Sohn, und führe uns nach dem Schlosse.“

Jeannin that wie ihm geheißen.

„Holla! Conan! Merry! Kervoz!“ rief der Ritter einigen Soldaten zu, die auf dem Kirchhofe geblieben waren; „bringt uns Hühner, Brot und Wein auf's Schloß! Geh voraus, Kleiner.“

Jeannin hielt die Fackel empor und gehorchte. — Der Ritter, der Herold und die sechs Reißigen ritten hinter ihm.

„Ein hübscher Bursche!“ sagte der Ritter. „Hast Du nicht Lust zu reiten und in den Krieg zu ziehen, mein Sohn?“

„Nein, gnädiger Herr,“ antwortete Jeannin zitternd. —

„Warum nicht?“

„Alle Leute sagen, daß ich furchtsam bin wie eine Henne.“

Der Ritter brach in ein lautes Gelächter aus.

„Der Grund läßt sich hören,“ sagte er dann. — „Hast Du auch keine Lust, die funfzig Goldthaler zu verdienen?“

„Ach, Herr Ritter!“ erwiderte Jeannin, der plötzlich seine Angst vergaß, „wenn ich wüßte, daß ich im Kriege funfzig Goldthaler verdiente, so würde ich für jeden Thaler einen Engländer und als Zugabe noch einen Franzosen erschlagen! ...“

„Alle Wetter!“ rief der Ritter noch immer lachend, „liebst Du denn die nantesischen Thaler so sehr, mein Sohn?“

In Jeannins Gedanken waren die funfzig nantesischen Thaler gleichbedeutend mit der schönen Simonette. Er antwortete daher ohne Zaudern:

„Funfzig Mal mehr als mein Leben, Herr Ritter!“

Der Ritter hielt sich die Seiten vor Lachen, und sein Gefolge konnte sich nicht enthalten, mit einzustimmen.

„Ein drolliger Bursche!“ rief er aus. „Höre, Kleiner, wenn Du auch furchtsam bist, wie Du sagst, so bist Du doch habsüchtig und die Habsucht steht Deinem Alter nicht wohl an.“

Jeannin wendete sich um und zeigte sein hübsches freundliches Gesicht.

„Ich bin nicht habsüchtig, gnädiger Herr,“ sagte er.

„Dann bist Du verliebt, mein Sohn.“

Jeannin ging rascher, anstatt zu antworten. Der Ritter mußte ein gutherziger Mann sein, denn der naive Knabe machte ihm außerordentliches Vergnügen.

„Du schweigst, Kleiner?“ hob er wieder an; „aber Du hast auch nicht nöthig, mir Deine Geschichte zu erzählen ... Sie ist ein schönes Mädchen ... ein sehr schönes Mädchen! ... Wenn Du an ihrer Thür vorbeigehst, siehst Du sie lächeln und erröthen.“

Jeannin fragte sich, ob dieser Ritter ein Hexenmeister sei.

„Habe ich nicht Recht, mein Sohn?“

„Ja, wahrhaftig!“ antwortete Jeannin.

„Und wenn Du nach Hause zurückkehrst, hast Du auf dem ganzen Wege ihr Lächeln vor Augen ...“

„Und im Herzen!“ rief Jeannin.

„Ja, im Herzen hast Du ihr Lächeln und den freundlichen Blick ihrer Augen, und Dein Ohr glaubt noch ihren süßen Gesang zu hören ...“

„Ach, wenn Ihr wüßtet, Herr Ritter, wie schön sie singt! ...“

„Ich weiß es, ich weiß es ... sie singt wie ein Engel im Paradiese. Und ihr Vater hat gesagt: Ich gebe meine Tochter nicht einem armen Schlucker ...“

„Ja, das hat der alte Simon wirklich gesagt!“ dachte Jeannin ganz erstaunt.

„Ich verlange einen reichen Eidam ... einen Eidam, der funfzig nantesische Thaler besitzt ...“

Jeannin blieb stehen.

„O!“ rief er, „Ihr habt wohl an der Thür des Vaters le Priol gehorcht?“

Die ganze Eskorte lachte aus vollem Herzen.

„Nein, mein Sohn,“ entgegnete der Ritter, „aber ich weiß dies und noch vieles Andere ... Sind wir an Ort und Stelle?“

Der Weg machte hier eine Biegung, und man hatte das ganze Schloß Saint-Jean, dessen Mauern vom Monde hell beleuchtet wurden, plötzlich vor Augen.

In dem Augenblicke, als die Eskorte den hohen Zaun passirte, sah man an einem Fenster des Schlosses sich etwas bewegen, gleichsam wie ein fliehender Schatten.

„Höre mich an!“ sagte der Ritter jetzt in einem ernsteren Tone zu Jeannin. „Du bist sehr arm, mein

Sohn, der Herzog Franz aber ist sehr reich ... Ich weiß Alles und weiß daher auch, daß der Hochverräther Hugo von Maurever in der Umgegend verborgen ist. Zeige uns seinen Schlupfwinkel, und ich gebe Dir mein Ritterwort, daß Du Simon le Priols Tochter bekommen sollst."

Jeannin war einen Augenblick wie betäubt. Dann bekreuzte er sich und trat drei Schritte zurück. Endlich warf er seine Fackel in den Graben und lief querfeldein davon.

„Er hat seine Fackel weggeworfen, wie mein Vetter Aubry sein Schwert wegwarf!" murmelte der Ritter hinter seinem Visir.

Er blieb einen Augenblick nachdenkend, dann sagte er laut und in heiterem Tone:

„Kameraden, heute bekommen wir einmal ein gutes Abendessen und ein weiches Nachtlager auf dem Schlosse!"

Sie eilten den kleinen Hügel hinauf und hatten nicht nöthig an die Thür zu klopfen, um in Hugo von Maurevers Haus zu treten, denn es war keine Thür mehr vorhanden.

Man trat ein. Der Fußboden des Vestibuls war mit leeren Flaschen und zerbrochenen Tellern bedeckt. Die Thür des großen Saales hatte zum Feueranzünden gedient, die Möbeln waren zerbrochen, der Silber-

schrank im Speisesaale war leer, und mit großer Mühe fand man im ganzen Schlosse einen wackeligen Lehnstuhl, damit der arme Ritter sich wenigstens niedersetzen konnte. —

Der Ritter war sehr, sehr unzufrieden. Er setzte sich und nahm seinen Helm ab.

Dieser Helm allein hat uns bis jetzt verhindert, unseren wackeren Kameraden Meloir, den ehemaligen herzoglichen Bannerträger, zu erkennen.

Er hatte sein Versprechen, den Sire von Maurever zu finden, zwar noch nicht erfüllt, sich aber doch schon so eifrig damit beschäftigt, daß Franz ihn im Voraus mit den Rittersporen belohnt hatte.

Da aber selbst der wärmste Eifer immer eines Stachels bedarf, so hatte Franz ihm für den Fall des Gelingens die eingezogenen Güter Roz, l'Aumone und Saint-Jean-des-Grèves versprochen.

In Folge dessen betrachtete sich unser Ritter von diesem Augenblicke an als Lehnsherr, und es war sein Eigenthum, das die herzoglichen Soldaten geplündert hatten. — Maurever selbst hätte keinen schmerzlicheren Blick auf sein demolirtes Schloß werfen können. Zum Glück war Meloir nicht der Mann, der lange übler Laune bleiben konnte.

„Sucht Euch Stühle, Kinder," sagte er, indem er sich in den einzigen Lehnstuhl warf, „oder setzt Euch auf

die Erde, wie Ihr wollt. Keravel, geh in den Keller und sieh zu, ob Du nicht in einem Winkel noch einige vergessene Flaschen findest; Rochemesnil, hole Stroh und Heu aus dem Stalle, damit Ihr wenigstens weich sitzt, wenn Ihr keine Stühle findet; Péan, sieh, daß Du einige Fensterläden findest, aus denen wir einen Tisch machen können, und Du, Fontébrault, suche einen Arm voll Holz, um Feuer anzuzünden, denn der Seewind pfeift verdammt kalt durch die zerschlagenen Fenster herein.“

Die vier Männer entfernten sich und kamen bald mit vollen Händen zurück. Zu gleicher Zeit erschienen auch Merry, Conan, Kervoz und die anderen Soldaten mit einigen Gänsen, Hühnern und Enten, nebst großen Krügen voll Cider.

Keravel hatte im Keller ein Dutzend Flaschen Wein gefunden, die von der Sündfluth herzurühren schienen; die Heubündel bildeten vortreffliche Sitze, die Fensterläden einen großen und bequemen Tisch. Ein Tischtuch war allerdings nicht vorhanden, aber man muß sich in die Umstände schicken!

Als endlich das Feuer lustig im Kamin flackerte, leuchtete Heiterkeit und Frohsinn in Aller Augen.

Die Soldaten begannen die Hühner, Enten und Gänse zu rupfen, der Herold lieh seinen langen und dünnen Degen zum Bratspieß, und der Sieur von

Keravel und Artus von Fontébrault schlugen Eier in ihren Helmen, um Pfannenkuchen davon zu backen.

Meloir bedauerte sehr, daß seine neue und hohe Würde ihm nicht gestattete, an diesen appetitlichen Beschäftigungen Theil zu nehmen, und um wenigstens etwas zu thun, leerte er zwei Flaschen Wein, die seine Schwermuth vollends verscheuchten.

Man unterhielt sich.

„Weiß Keiner von Euch den Namen der Krankheit unseres Herzogs, Kameraden?“ fragte Keravel; „seitdem er in die Bretagne zurückgekehrt ist, schwillt er immer mehr an.“

„Ich habe ihn vor drei Tagen im herzoglichen Palaste zu Rennes gesehen,“ setzte Fontébrault hinzu, „aber ohne seine Herzogskrone hätte ich ihn nicht erkannt.“ —

„Die Krankheit unseres gnädigen Herzogs Franz,“ erwiderte Meloir, „hat einen zwei Ellen langen Namen, der wie das Wort Hydromel anfängt, und auf Griechisch endigt wie alle heidnischen Namen, welche von den Tagedieben, die lesen können, erfunden worden sind. Wir sind getreue Unterthanen, nicht so? ... Nun wohl, so wollen wir den heiligen Franz bitten, daß er unseren Herzog wieder gesund werden läßt, und wollen auf seine Genesung essen und trinken, wie loyale Bretagner!“

Der Vorschlag war zu erwünscht, um nicht günstig aufgenommen zu werden.

Die beiden Gänse, die Enten und Hühner waren inzwischen gar geworden, sie wurden dampfend auf den Tisch gestellt, und Jedermann that seine Schuldigkeit.

Fünftes Kapitel.

Die Erscheinung.

Es war eine Freude, den Appetit dieser wackeren bretagnischen Krieger mit anzusehen. Sie aßen und tranken ohne Rast und Ruh nach dem Beispiele ihres verehrten Anführers, des Ritters Meloir, der bei dieser Gelegenheit Fähigkeiten entwickelte, die über alles Lob erhaben waren.

Das ganze Geflügelvolk, dessen Federn einen wahren Berg in der Mitte des Saales bildeten, wurde aufgezehrt, mit alleiniger Ausnahme von einem halben Dutzend Hühnern, denn Jedermann hatte den weisen Gedanken gehabt:

„Wir müssen morgen etwas zum Frühstück haben.“

Das Feuer glimmte noch unter der Asche im Kamin. Die Nacht war schon weit vorgerückt.

„Kameraden,“ sagte Meloir, „ich wünsche Euch wohl zu schlafen.“

Und die eine Hand am Griffe seines Schwertes, die andere auf seiner Geldtasche, begann er bald darauf auf seinem Lehnstuhle zu schnarchen.

Alle Anderen thaten desgleichen und nach einer Weile hörte man nichts mehr im Saale, als das dumpfe Geräusch der beschwerlichen Athemzüge.

Alle lagen bunt durcheinander auf der Diele: Corson, der Herold, schlief auf dem Rücken, die Beine symmetrisch auseinandergespreizt, und träumte. Die Anderen träumten ebenfalls oder träumten auch nicht. Der Ritter Meloir sah eine blonde, lächelnde Schöne, die ihn gnädiger Herr nannte und ihm ehrerbietig half, seine Rüstung abzulegen.

Die am Kaminmantel befestigten Fackeln erloschen, nur zwei zur Hälfte verbrannte Kienspähne kämpften noch gegen den Mond, der seine silbernen Strahlen durch die Seitenfenster hereinwarf.

War es nicht der Traum des Ritters Meloir, der sich auf der Schwelle verwirklichte? ...

Es war ein junges Mädchen, bleich wie ein Schatten und schön wie die erste Liebe. Eine blonde Lockenfülle wallte über den züchtig verschleierten Busen herab, und ein kindliches Lächeln, das gestern noch heiter gewesen sein mochte, in dem aber heute Angst und herbe Trauer lag, umspielte ihren Mund.

Beim schwachen Scheine der beiden Kienfackeln verschwammen die Umrisse ihres reizenden Antlitzes mit

der Dämmerung; es lag etwas Aetherisches und Ueberirdisches in ihrer Gestalt.

Eine Minute lang betrachtete sie den sonderbaren Schlafsaal. Dann schoß ein Blitz aus ihrem dunkelblauen Auge. Sie that einen Schritt vorwärts und trat in die Strahlen des Mondes, die sich in den Wellen ihres goldenen Haares spiegelten.

Jetzt konnte man sie erkennen.

Arme Reine! wie viele Thränen hatten ihre Augen seit dem Tage vergossen, da wir sie hinter den Falten ihres Trauerschleiers sahen!

Von jenem Tage an hatte ihr Weh begonnen. Seit jenem Tage kämpfte ihr Vater gegen den Zorn eines erbitterten Fürsten: ein furchtbarer und ungleicher Kampf! Seit jenem Tage schmachtete der unglückliche Aubry in den unterirdischen Kerkern des Mont Saint-Michel.

Und ihr Vater hatte keine andere Stütze, keinen andren Beistand in der Welt als sie! Und Aubry? Ach! was vermochten die zarten weißen Hände Reine's gegen das Eisen der Gitterstube oder gegen den Granit der Mauern?

O, sie hatte viel geweint! Aber dennoch trockneten ihre Thränen oft unter einem Lächeln. Sie war noch so jung, und Gott ließ sie schon so wunderbare Abenteuer erleben!

Diese Nacht zum Beispiel unter diesen schlafenden

Kriegern ängstigte sie sich zwar; aber ein boshaftes Lächeln trat auf ihre Lippen, als sie Meloir, den neugebackenen Ritter, auf seinem Ehrenstuhle thronend erkannte.

Der Saal war groß und Reine wollte bis zum Tische gelangen. Sie trug einen Korb am Arme und ihr Blick ruhte verlangend auf den Ueberbleibseln der Mahlzeit.

Langsam schritt sie zwischen den Schlafenden hindurch. Bei jedem Schritte mußte sie über einen Kopf, über ein Bein oder über eine geharnischte Brust steigen.

Zuweilen, wenn einer von den Schläfern sich bewegte, blieb Reine erschrocken stehen. Bald aber setzte sie ihren Weg fort, und je näher sie dem Tische kam, um so schelmischer wurde das Lächeln ihres reizenden Mundes.

Endlich, nachdem sie noch über den träumenden Corson gestiegen war, erreichte sie die Tafel. Sie legte ein Paar Hühner, ein großes Stück Brot und eine Flasche alten Wein, die glücklicher Weise übrig geblieben war, in ihren Korb. Dann richtete sie sich, glücklich über ihren Sieg, wieder auf und schüttelte muthwillig ihr blondes Lockenköpfchen.

Und als sie sich anschickte, von Neuem durch den Saal zu schreiten, diesmal, um mit den Trophäen ihres Sieges zu entfliehen, ließ sie einen Blick auf den Ritter

Meloir fallen. Dieser hatte fortwährend die Hand auf seiner wohlgefüllten Geldtasche.

Reine's Stirn legte sich in düstre Falten und ihr Auge leuchtete in stolzem Glanze.

„Das Gold, mit dem das Haupt meines Vaters bezahlt werden soll!“ flüsterte sie vor sich hin.

Wie es scheint, trugen die Schloßfräuleins der damaligen Zeit schon eine Scheere bei sich. Wenigstens sah man in Reine's Hand einen Stahl blitzen, der zwischen den Fingern Meloirs hindurchschlüpfte. In einem Augenblicke war die Schnur, an welcher die Geldtasche hing, zerschnitten. Aber die Tasche lös'te sich nicht ab, denn Meloir hatte noch immer die Hand darauf.

Reine zog daran zuerst ganz sanft, dann immer stärker. Meloir ließ nicht los. Reine versuchte die Tasche zu öffnen. Auch dies war unmöglich.

Und doch wollte sie sie haben! Vielleicht nicht deshalb, um sich ein wenig Geld zu verschaffen, das ein Geächteter so nöthig braucht; gewiß auch nicht deshalb, um sich für die Plünderung der Güter ihres Vaters zu entschädigen. Reine besaß keinen rothen Heller, aber sie wußte, woher sie das Brot nahm, welches dem Greise das Leben fristete.

Nein, nicht deshalb, sondern weil sie glaubte, daß diese Tasche die abscheuliche Belohnung eines Verraths enthielt, die funfzig nantesischen Thaler, welche Demje-

nigen versprochen waren, der Hugo von Maurever der Rache des Herzogs überlieferte.

Sie wollte, und der Wille der blonden Jungfrau war stark, so zart und schwächlich sie selbst auch war.

Hatte doch das zarte und schwächliche Mädchen zehn Nächte hindurch den Kugeln und Armbrustbolzen getrotzt, um Gilles von Bretagne ein Stück Brot zu bringen! Und Gott weiß, daß die Soldaten Jean de la Haise's strengen Befehl hatten, auf Jeden, der sich dem Kerker nahete, zu zielen.

War das blonde Kind doch zehn andere Tage lang jede Nacht über die Dünen gegangen, auf denen so viele starke Männer ihre Gebeine zurückließen, um ihrem Vater Brot zu bringen!

Meloir brummte im Schlafe etwas vor sich hin. Er fühlte schon unbestimmt die Anstrengungen des jungen Mädchens und seine Hand drückte sich fester auf die Geldtasche, obgleich er nicht erwacht war.

Reine verlor die Geduld und ihr Füßchen stampfte zornig den Boden.

Dann entriß das verwegne Kind mit einem letzten raschen und kräftigen Zuge dem Ritter die Geldtasche.

„Allarm!“ rief Meloir, der jetzt plötzlich erwachte.

In einer Sekunde war die ganze Eskorte auf den Beinen. Aber eine Sekunde war zehnmal mehr als Reine von Maurever bedurfte, um ihren Rückzug zu bewerkstelligen.

Leicht wie ein Vogel floh sie über die erschrockenen Schläfer hin, mit einem Sprunge stand sie auf der Brüstung des offenen Fensters, und die Soldaten rieben sich noch die Augen, als sie schon das Hofthor hinter sich hatte.

Während sie am Tische vorüberging, hatte sie die beiden Kienspähne ausgelöscht; der Mond stand eben hinter einer Wolke.

Es entstand eine Scene unbeschreiblicher Verwirrung im Saale. Es war, als ob sich ein hartnäckiger Kampf entsponnen hätte.

„Zündet die Kienfackeln an!“ befahl Meloir.

Und Jeder wiederholte den Befehl.

Wenn aber Jedermann befiehlt, so gehorcht Niemand. So tummelte sich die Horde noch immer im Dunklen wild durcheinander. Einige suchten ihre Waffen, Andere fluchten, strauchelten über die leeren Flaschen und empfahlen ihre Seelen dem Teufel, dem nichts an ihnen gelegen war.

Der Ritter Meloir war wie betäubt.

Der Mond mußte hinter seiner Wolke hervortreten, um der Verwirrung ein Ende zu machen. Seine silbernen Strahlen übergossen einen Augenblick den Saal, um bald darauf wieder zu verschwinden. Man hatte indessen Zeit gehabt, zu sich selbst zu kommen; Conan und Kervoz schlugen schon Feuer an.

„Habt Ihr's gesehen? . . .“ begann Meloir.

„Ein Gespenst?“ fragte Keraval.

„Das mir die Schnur meines Geldsackes zerschnitten hat!“ rief Meloir.

„Wahrhaftig!“ erscholl es von allen Seiten.

„Und das uns zwei von unseren Hühnern und unsre letzte Flasche Wein gestohlen hat,“ setzte Keraval, der einen Kienspahn wieder angezündet hatte, hinzu.

„Es ist wahr!“

„Der Teufel hole die Hühner!“ grollte Meloir; „meine Geldtasche enthielt das Lösegeld eines Ritters!“

„Wir müssen aufsitzen! ...“

„Ich muß diesen Geist haben, Kameraden!“

Die Soldaten blickten sich unter einander an.

„Das Suchen ist wohl möglich,“ brummten sie in den Bart, „aber das Finden...“

„Ihr müßt es finden, Kameraden!“ sagte Meloir.

„Wenn es ein Dieb ist,“ erwiderte Keraval, „so ist es gewandt, Messire, und es hat Vorsprung ... Wenn es ein Geist ist ...“

„Sattelt die Pferde!“ fuhr Meloir fort, „unsre Nacht ist zu Ende. Ich will Euch das Signalement des angeblichen Gespenstes geben ... hört mich an.“

„Ihr habt es also gesehen, Messire?“

„Nicht genau, aber doch hinreichend, um es wieder zu erkennen. Von seiner Gestalt weiß ich nichts zu sagen, als daß es schlanker ist wie die der Windspiele von Rieux. Sein Gesicht habe ich nicht gesehen, weil es

mir den Rücken zukehrte, als es entfloh ... aber seine Haare waren blond und gelockt ..."

„Also ein Weib? ..."

„Vielleicht ... Doch halt! erinnert Ihr Euch des Knaben, der uns auf's Schloß geführt hat?"

„Es ist wahr! es ist wahr! er hatte blonde Haare, die weicher und glänzender waren als die eines Mädchens."

„Und erinnert Ihr Euch, wie ihm nach den funzig Goldthalern gelüstete?"

„Ja! ja!"

„Wir sind auf der Fährte, Kameraden! an Euch ist es, sie zu verfolgen!"

Plötzlich vernahm man draußen ein Geräusch.

„Haltet ihn! haltet ihn!" riefen Conan und die Anderen, welche hinausgegangen waren, um die Pferde zu satteln.

Sie machten Jagd auf einen Menschen, der mit wunderbarer Schnellfüßigkeit über den Hof floh.

„Meine guten Herren!" flehte der arme Teufel, dem schon der Athem ausging, „habt Mitleid mit mir! ... Ich wollte nur mit Eurem Anführer, dem edlen Ritter Meloir, sprechen..."

Meloir und die übrigen im Saale Zurückgebliebenen waren an die Fenster getreten.

„Messire," sagte Fontébrault, „ich glaube, dieser

Patron wird uns Nachricht von unsrem Geldbeutel geben können."

„Thut ihm nichts zu Leide!" befahl Meloir den Soldaten.

Der Flüchtling blieb stehen, als er diese Stimme vernahm.

„Ich danke Euch, edler Herr!" sagte er, „Gott vergelte es Euch!"

„Führt ihn herein!" gebot Meloir.

Im nächsten Augenblicke schleppten die Soldaten einen Menschen in den Saal, der wirklich durchaus keine Aehnlichkeit mit dem von Meloir gegebenen Signalement hatte; denn so unvollkommen dieses auch gewesen war, so sprach es doch von einer schlanken Gestalt und von seidenweichen, blonden Haaren.

Unser Flüchtling dagegen besaß alle erforderlichen Eigenschaften, um weder von nahe noch von ferne mit einem weiblichen Wesen verwechselt werden zu können. Seine Gestalt und sein Gesicht waren auffallend häßlich und seine Haare wären so starr wie die Borsten einer Pferdestriegel.

„Messire," sagte Merry, „wir haben diesen Burschen ertappt, als er eben aus dem Hofe entfliehen wollte."

„Was hattest Du auf diesem Hofe zu thun?"

fragte Meloir, der sich wieder in seinen Lehnstuhl gesetzt hatte.

„Ich wollte mit Euch sprechen, Herr Ritter.“

„Wer bist Du?“

„Vincenz Gueffès, ein getreuer Unterthan des Herzogs und Euer gehorsamster Diener.“

Sechstes Kapitel.

Vincenz Gueffès.

Es war wirklich der ehrenwerthe Gueffès, der Anbeter der hübschen Simonette und Nebenbuhler des kleinen Jeannin, mit seinen gewaltigen Kinnbacken, mit seiner niedrigen Stirn und seinen zwei Ellen langen Armen. Und er sagte dies Mal merkwürdiger Weise die Wahrheit; er war in der That auf's Schloß gekommen, um mit dem Ritter Meloir zu sprechen.

Dieser betrachtete ihn geraume Zeit mit großer Aufmerksamkeit und sagte dann:

„Es kann unmöglich einen häßlicheren Menschen geben als diesen Patron.“

Jedermann stimmte ihm aus vollem Herzen bei.

„Aber Ihr wißt, Kameraden,“ fuhr Meloir fort, „wenn man so unsanft aus dem Schlafe geweckt wird,

und die Augen noch ein wenig trübe ... vielleicht habe ich in der Schlaftrunkenheit diese Eberborsten für schöne blonde Haare und diesen plumpen Körper für eine schlanke Mädchengestalt angesehen ...“

Alle lachten. Gueffès aber zitterte an allen Gliedern.

„Gott verzeihe mir!“ schloß Meloir, „ich glaube, dieser Schurke ist es, der mir meinen Geldsack gestohlen hat!“

„Ach, mein guter Herr! mein lieber Herr!“ rief Gueffès, „ich schwöre Euch ...“

„Schon gut, schon gut, Freund, schwöre, soviel Du willst ... ich aber lasse Dich aufhängen!“

Gueffès fiel auf die Kniee.

„Mein theurer, edler Herr,“ sagte er mit Thränen in den Augen, und es war das erste Mal in seinem Leben, daß er solche Zeichen der Rührung von sich gab, „der Tod eines Unschuldigen verhilft Euch nicht wieder zu Eurem Gelde, und wenn Ihr mich am Leben laßt, will ich Euch beistehen, damit Ihr Euch die Gunst des reichen Herzogs erwerbet.“

„Weißt Du etwa, wo sich der Hochverräther Maurever verbirgt?“ fragte Meloir lebhaft.

„Ja,“ antwortete Gueffès ohne Besinnen.

„Sage es mir, und das Leben soll Dir geschenkt sein.“

Gueffès war zu klug, um nicht zu erkennen, daß der Sturm vorüber war.

„Ihr schenket mir das Leben?“ wiederholte er; „Ihr seid sehr gütig, edler Ritter!“

„So sprich! rasch!“ rief Meloir.

Gueffès stand auf.

„Dort auf der Wiese im Mondschein bin ich Eurem Geldbeutel begegnet, Herr Ritter,“ sagte er ganz ruhig. „O, die schönen blonden Haare und das holde Lächeln! ...“

„Weiter! weiter!“

„Vier Beine gehen schneller als zwei ... wenn Ihr dem Rathe eines armen ehrlichen Christen folgen wollt, so lasset Eure Leute aufsitzen und befehlet ihnen, über das Dorf nach den Dünen zu reiten, und sie werden Euren Geldbeutel finden. Und wenn sie fort sind,“ setzte er hinzu, indem er Meloir fest ansah, „will ich mit Euch sprechen, Herr Ritter.“

„Auf!“ rief Meloir seinen Leuten zu.

Die Lanzenträger und Soldaten entfernten sich. Die Pferde standen gesattelt im Hofe und bald war das Geräusch der Hufschläge verstummt.

„Sie kommen gewiß mit leeren Händen zurück,“ brummte Meloir vor sich hin. „Wenn ich doch meine zwölf Windhunde von Rieux hier hätte! ... Aber Ge=

duld! sie werden jetzt in Dinan sein, und morgen haben wir sie."

„Es ist also wahr, gnädiger Herr?" fragte Gueffès ehrerbietig.

„Was denn?"

„Daß Ihr Maurever auf den Dünen mit Windhunden jagen wollt?"

„Was kümmert Dich das?"

„Es kümmert mich sehr viel, Herr Ritter, weil ich es mir vorgenommen habe, die fünfzig nantesischen Thaler zu verdienen, welche Franz von Bretagne dem versprochen hat ..."

„Willst Du sie vielleicht auch um der Tochter Simon le Priols willen verdienen?" fragte Meloir.

Gueffès wurde quittengelb vor Aerger.

„Es ist also noch Einer, der die fünfzig nantesischen Thaler für Simon le Priols Tochter verdienen will?"

„Ist sie schön?" fragte Meloir, anstatt zu antworten.

„Sie ist reich," erwiderte Gueffès.

„Du bist ein wackerer Bursche, Freund Gueffès," sagte Meloir, ihm auf die Schulter klopfend. „Du liebst sie also?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Liebt sie Dich wieder?“

„Darum kümmre ich mich nicht ... sie ist sittsam.“

„Wohl gesprochen, Freund Gueffès! Du bist der König der Philosophen! ... Doch es fällt mir eben ein, daß wir meine Windhunde nicht brauchen, da Du weißt, wo Hugo von Maurever sich verbirgt.“

„Habe ich gesagt, daß ich es weiß?“

„Allerdings ... sonst ...“

„Ach, gnädiger Herr ... wenn man den Strick am Halse fühlt ...“

„Du weißt es also nicht?“

„Ich werde es erfahren, Herr Ritter,“ erwiderte Gueffès, dessen Mund sich zu einem ziemlich unehrerbietigen Lächeln verzog. „Wir wollen ernsthaft mit einander sprechen,“ fuhr er fort; „ich lebe in unserm armseligen Dorfe Saint-Jean-des-Grèves und höre dort nicht viel Neues ... indessen habe ich doch erfahren, daß Ihr Fräulein Reine von Maurever heirathen wollt.“

„Ah! wirklich?“

„Aber drei ausgeplünderte Schlösser, von denen nur noch die kahlen Mauern stehen, sind keine besondere Mitgift für einen edlen Ritter wie Ihr.“

„Du vergissest die Pachthöfe, Freund Gueffès!“

„Nun ja, aber diese sowohl als die Schlösser er-

haltet Ihr auch ohne das Fräulein, da sie eingezogen sind und der Herzog Franz sie Euch versprochen hat."

„Wie?" rief Meloir, „auch dies weißt Du?"

„Ja, Messire ... seht, ich habe den Abend damit zugebracht, mich mit Euren berauschten Soldate zu unterhalten. Sie sagen, daß Maurevers Tochter den jungen Aubry von Kergariou liebte."

„Das ist wohl möglich."

„Seid Ihr ein Philosoph wie der arme Gueffès?" fragte dieser bescheiden.

„Sacrebleu!" rief Meloir lachend, „Du hast so viel Geist wie vier Andere, Bursche! ... Nein, nein, so weit geht meine Philosophie nicht. Aber mein Vetter Aubry ist im Gefängniß, und so Gott will, wird er es so bald nicht verlassen."

„So Gott will?" wiederholte Gueffès mit erheucheltem Erstaunen.

„Was meinst Du damit?"

„Frauenwille ..." begann Gueffès.

„Bah!" unterbrach ihn Meloir, „eine alte abgedroschene Redensart."

„... Gotteswille!" schloß Gueffès mit der größten Ruhe; „Ihr hattet die Güte, zu sagen, Messire, daß ich Geist hätte wie vier Andere ... Maurevers Tochter aber hat noch viermal mehr als ich!"

„Kennst Du sie?“

„Ich verdiene mein Brot bald hier bald da, und wenn es sein muß, kenne ich Jedermann ein wenig.“

Meloir ergriff ihn am Arme und zog ihn näher zu der Kienfackel, um ihn genau anzusehen.

„Es ist mir, als müßte ich Dich schon gesehen haben,“ sagte er.

„Das kann wohl sein,“ erwiderte Gueffès, dem das nahe Licht die Augen blendete.

„In Avranches?“

„Es ist möglich.“

„Als der Herzog durch die Straßen zog, rief ein Bettler ...“

„Gott vergesse Dich, Herzog!“ setzte Gueffès ganz leise hinzu.

„Beim Himmel, das warst Du, Freund Gueffès!“

„Ja, seht, Messire, ich hatte nicht einen einzigen Carolus von den Spenden des Herzogs erlangen können.“

„Und dafür rächtest Du Dich?“

„Es war nur ein muthwilliger Scherz, Herr Ritter.“

Meloir ließ ihn los und wurde nachdenkend.

„Dabei gewinnt man zuweilen etwas Anderes als Silberthaler,“ fuhr Gueffès ruhig fort. „Kennt Ihr das Schloß Guildo, Messire?“

„Das ehemalige Lehen Gilles' von Bretagne?"

„Eine schöne Herrschaft, die sich besser für Euch geschickt hätte, Messire Meloir! ... Aber der Herzog Franz hat sie Jean de la Haise geschenkt ... doch ich will damit nicht sagen, daß Messire Jean sie nicht verdient hat. Um aber auf meine Geschichte zurückzukommen, so rief ich auch einmal, als Herr Gilles durch die Stadt Plancoet zog und ich von seinen Spenden nichts erhalten hatte: Herr Gilles hat das heilige Antoniusfeuer unter seinem schönen goldenen Panzerhemd."

„Bösewicht!" rief Meloir lachend.

„Ein hübscher Page, den ich nicht bemerkt hatte," fuhr Gueffès fort, dessen Gesicht noch dunkler wurde, „schlug mich mit der Reitgerte in's Gesicht ... Ihr könnt es noch heute sehen."

Er zeigte seine geröthete Wange, auf der man wirklich einen weißen Streifen deutlich unterscheiden konnte.

„Ein tüchtiger Hieb, Freund Gueffès!" sagte Meloir.

„Ja," erwiderte Vincenz, „es sind beinahe zehn Jahre her, aber die Schmarre ist immer noch zu sehen, und sie wird nicht eher verschwinden, als bis der Page unter der Erde ist."

„Er muß jetzt ein Mann sein?“

„Ja, er ist ein Edelmann, der seine Lanze fast eben so gut trägt als Ihr, Herr Ritter.“

„Wie heißt er?“

„Aubry von Kergariou.“

Es entstand eine Pause. Draußen begann der Morgen zu grauen.

„Freund Gueffès,“ sagte Meloir, das Stillschweigen zuerst unterbrechend, „Aubry von Kergariou ist mein Vetter, und ich bin ein Ritter ... ich verbiete Dir, etwas gegen ihn zu unternehmen.“

„Ich? gegen ihn?“ rief Gueffès, und er meinte dies ganz aufrichtig; „heiliger Jesus! da kennt Ihr mich schlecht! Ich wünsche allerdings, daß Aubry unter die Erde kommt, aber ihn darunter zu bringen, dessen bin ich nicht fähig, Messire! ... Wenn Ihr indessen gedacht hättet wie ich, daß ein Sarg immer besser schließt als ein Kerker, so würde ich gesagt haben: Amen!“

„Genug davon, Freund Gueffès!“

„Wie Ihr wollt, Messire. Mir aber, der ich kein Ritter bin, ist es erlaubt, meine eigenen Gedanken zu haben. Ich habe auch einen Nebenbuhler bei Simonetten, der nicht einmal im Gefängniß ist, und je eher Ihr ihn aufhängen ließet, desto lieber wäre mir's.“

„Aufhängen?“ rief Meloir erstaunt.

„Dies wäre ein kleines Geschenk, das ich als Zugabe zu den fünfzig Goldthalern von Euch verlangen würde.“

„Ich kann doch meinen Freund Jeannin nicht aufhängen lassen!“ sagte Meloir lächelnd.

„Ah! Ihr kennt ihn also? ... Ein hübcher Bursche, nicht wahr?“

„Ein allerliebster Knabe!“

„Wohlan, wenn Ihr mir versprecht, daß er gehangen werden soll, so wollen wir weiter über die Sache des alten Maurever reden.“

„Er wird nimmermehr gehangen, Freund Gueffès.“

Als der Ritter Meloir diese letzten Worte sprach, runzelte er die Stirn ein wenig. Vincenz Gueffès zwang sein häßliches Gesicht zu einem freundlichen Lächeln und sagte:

„Ihr seid der Herr, Messire, und ich der Diener, und ich sehe ein, daß es gut ist, Euch zum Freunde zu haben. Ihr wißt, daß man bei uns zu Lande, in der Normandie, so lange handelt, als man kann; also laßt mich handeln. Da Ihr nicht wollt, daß der Bursche gehangen oder erschlagen, oder erstickt oder ertränkt wird, so können wir einen Mittelweg einschlagen. Euer edler Vetter Aubry wird in seinem Gefängnisse einen Pagen sehr nöthig brauchen, und Ihr würdet da-

her ein gutes Werk thun, wenn Ihr ihm den kleinen Jeannin gäbet. Ist Euch dies recht, Messire?“

„Nein.“

„Dann wollen wir ihm eine Jacke anziehen und ihn zum Soldaten machen. Wer weiß, er wird vielleicht mit der Zeit Kapitain.“

„Er will nicht Soldat werden.“

„Ah so!“ rief Gueffès, „wenn freilich Messire Jeannin nicht will ...“

Der wackere Gueffès begann unwillig zu werden.

„Mein theurer Sire,“ fuhr er fort, „es hat dem Schicksale gefallen, uns Beide fast in die nämliche Lage zu versetzen. Ihr habt einen begünstigten Nebenbuhler, der Aubry heißt, ich habe einen Dorn im Fuße, welcher Jeannin heißt.“

„Und wo bleibt die Philosophie?“ fiel Meloir ein.

„Ich wollte eben darauf kommen,“ erwiderte Gueffès, „sie ist der Nothanker. Wenn man nichts zu essen hat, so kaut man an den Fingern, um den Hunger zu betrügen ... dies ist Philosophie. Wenn dem Fuchse die Trauben zu hoch hängen, so sagt er, daß er sie gar nicht haben will ... dies ist ebenfalls Philosophie.“

„Und wenn ein Normann sich ärgert,“ fuhr Meloir in dem nämlichen Tone fort, „und er die Krallen einziehen muß, so führt er Gleichnisse an ...“

„Auch das ist Philosophie,“ schloß Gueffès.

„Schweig, Spitzbube!“ rief der Ritter, plötzlich aufstehend; „es ist kühl diesen Morgen, zünde mir Feuer an und laß Dein Geschwätz! ... Wenn Du weißt, wo sich der Verräther Maurever verbirgt, so sagst Du es mir, um Deine Unterthanenpflicht zu erfüllen; erfüllst Du diese aber nicht, so wirst Du gehangen!“

Gueffès war nicht der Mann, der sich durch diese Veränderung in der Sprache des Ritters irre machen ließ. Er verbeugte sich bis zur Erde und zündete Feuer an. Aber er kannte noch andere Fabeln, als die vom Fuchse und den Weintrauben. Während er das Feuer anblies, dachte er bei sich: „Rechne auf Niemanden als auf Dich selbst.“

Meloir ging im Saale umher und schüttelte seine erstarrten Glieder. Während das Feuer schon im Kamin knisterte, trat er an ein Fenster und blickte in's Freie.

Hinter den Hügeln von Avranches ging die Sonne auf. Ein rosiger Schein stieg immer höher am Osthimmel empor und ließ den westlichen Horizont in dem grauen Gewölk verschwimmen, das sich in der Bretagne an den Morgennebel anschließt und gleichsam die Erde mit dem Himmel verbindet.

In der Ferne, auf der Straße von Dol bewegte

sich ein schwarzer Punkt und der Ostwind führte das schwache Echo einer Fanfare herbei.

„So wahr Gott lebt!“ rief Meloir, „dort kommt der Jägermeister Bélissan mit meinen Windhunden! ... Freund Gueffès, jetzt finden wir die Fährte auch ohne Dich!“

Gueffès nahm seine wollene Mütze ab.

„Wenn Ihr Euch an den Kamin setzen wollt, Messire,“ sagte er, „so will ich Ench Euer Frühstück auftragen. Ich habe Euch noch mancherlei zu sagen, Herr Ritter.“

Siebentes Kapitel.

Zwölf Windhunde.

Als Ritter Meloir am Kamine Platz genommen und den Angriff auf das kalte Geflügel begonnen hatte, nahm Gueffès, der mit gesenktem Haupte und seine Mütze in der Hand neben ihm stand, ehrerbietig das Wort und sprach:

„Ich weiß nicht, wie es kommt, Messire, aber ich fühle eine Anhänglichkeit und Liebe zu Euch, wie ein Hund zu seinem Herrn."

„Ich habe einmal früher einen Hund gehabt, der mich biß," murmelte der Ritter mit vollem Munde.

„Ich habe noch nie einen Edelmann gefunden, Messire," fuhr Gueffès fort, „der mich so wohlwollend behandelt hätte, wie Ihr."

„Ihr macht keine großen Ansprüche, Freund Gueffès."

„Ich glaube bei meiner Ehre, wenn Ihr mir befehlen solltet, den kleinen Jeannin zu lieben, so könnte ich ihn lieben.“

Meloir gähnte.

„Ich sage dies nur, Messire, damit Ihr einen Maßstab für die Größe meiner Ergebenheit habt. Man sagt, ich sei ein Heide, und wer sagt es? Leute, welche an die Dünenfee und andere Alfanzereien glauben, anstatt der heiligen Jungfrau zu vertrauen.“

„Sag' mir doch, wer ist eigentlich diese Dünenfee?“ fragte Meloir.

„Sie ist ein schönes Mädchen, Herr Ritter, die Euch, wenn sie wollte, geraden Weges nach dem Schlupfwinkel Maurevers führen könnte.“

„Wo findet man diese schöne Fee?“

„Hier und da, bald rechts, bald links ... Ihr habt sie diese Nacht gesehen.“

Meloir griff an seinen Gürtel, an dem noch die zerschnittene Schnur seiner Geldtasche hing.

„Wie?“ rief er aus, „es wäre ...?“

„Die Dünenfee, Messire, nichts mehr und nichts weniger,“ fiel Gueffès mit einem Lächeln ein.

Meloir hörte auf zu essen.

„Willst Du mich etwa zum Besten haben?“ grollte er mit finstrer Stirn.

Man hörte jetzt deutlich den Ton einer zweiten Fanfare.

„Gott behüte mich davor, Messire!“ erwiderte Gueffès. „Aber Eure Windhunde kommen, und wenn sie hier sind, werdet Ihr mich nicht mehr anhören. Erlaubet mir daher, daß ich die noch übrige Zeit benutze. Wenn ich auch nichts Besseres thun kann, so will ich doch wenigstens meine funfzig nantesischen Thaler verdienen. Wie ich Euch schon gesagt habe, bin ich bald da, bald dort, um mir mein Brot zu verdienen; überall wird gesprochen und überall höre ich zu. Wann seid Ihr zuletzt am Hofe gewesen?“

„Vor höchstens acht Tagen.“

„Eine Ewigkeit, Messire! ... Wie oft kann sich in einer Woche der Wind drehen? Franz von Bretagne wird immer kränker und schwächer, am Hofe des Königs Karl wird schon von Brudermord gemunkelt und Peter von Bretagne, unser zukünftiger Herzog, hat geschworen, daß er Messire Jean de la Haise am höchsten Thurme seines Schlosses Guildo aufhängen lassen will.“

Meloir wurde ganz tiefsinnig.

„Doch Ihr braucht Euch deshalb nicht zu bekümmern, Messire,“ fuhr Gueffès in nachlässigem Tone fort. „Ich sage Euch daher nicht einmal, wie es dem Mailänder Bastardi, dem Sire Olivier von Méel und den Anderen ergehen würde; nur so viel sage ich Euch, daß Ihr Euch beeilen müßt, wenn Ihr Reine von Maurever erobern wollt, denn noch eine Woche, und

Hugo wird kein Flüchtling mehr sein und der Wind wird sich gedreht haben. Herr Hugo wird bei den normännischen Rittern und selbst im Mont Saint-Michel Schutz finden ... merket Euch dies wohl!"

Zum dritten Male erscholl eine Fanfare unmittelbar am Fuße des kleinen Hügels, auf dem das Schloß Saint-Jean stand. Meloir rührte sich nicht. Gueffès mußte unwillkürlich lächeln.

„Da sind Eure Hunde, Messire," sagte er. „Ich verlasse Euch jetzt ... Wenn Ihr meiner bedürfet, so findet Ihr mich bei Simon le Priol."

Er machte Miene sich zu entfernen, kehrte aber wieder um.

„Was meint Ihr?" sagte er noch im süßlichsten Tone, „wenn nun der kleine Jeannin nur durch meine Betriebsamkeit, und ohne daß Ihr Euch d'rein zu mischen brauchtet, aufgehängt würde ...?"

„Geh zum Teufel, verdammter Schurke!" rief Meloir mit Donnerstimme.

Gueffès beeilte sich zu gehorchen. Auf der Schwelle blieb er indessen noch einmal stehen, um hinzuzusetzen:

„Ob gehängt, oder erschlagen, oder erstickt, oder ertränkt, darüber will ich noch nicht entscheiden ..."

Meloir ergriff einen Ciderkrug. Der Krug zerbrach an der Thür, welche Gueffès bereits wieder zugeworfen hatte.

Meloir hörte ihn jedoch im Hofe noch rufen:

„Es bleibt dabei, Messire, Ihr sollt Euch nicht darein mischen!“

Der Jägermeister Bélissan trat in diesem Augenblicke mit drei Hundeknechten, welche die zwölf Windhunde führten, in den Hof. Es waren prächtige Thiere von allen Farben, und sie stammten aus dem Stalle des älteren Sire von Rieux, Herrn von Acérac und Sourdéac.

Bélissan, mit dem Hifthorne auf dem Rücken, entkoppelte und streichelte sie. Der Ritter Meloir ging hinunter, und nachdem ihm sein Jägermeister die Hunde förmlich vorgestellt hatte, indem er ihm jeden einzeln beim Namen nannte, fragte der Ritter:

„Werden sie auch für die Jagd tauglich sein, die wir unternehmen wollen?“

„Sie wittern einen Menschen, ob lebend oder todt, in den Felsen oder auf den Dünen, eine volle Stunde weit, Messire. Laßt sie nur einen Tag ausruhen und Ihr sollt Wunderdinge an ihnen erleben!“

„Diese Nacht wollen wir sie auf den Dünen versuchen,“ erwiderte Meloir und entfernte sich wieder.

Bélissan hatte auf einen andern Empfang gehofft. Zwölf Windhunde von Rieux mit einer solchen Kälte

zu empfangen und sie kaum eines Blickes zu würdigen! Ritter Meloir mußte krank sein.

Krank war er zwar nicht, aber er dachte an Guefsès Worte: Der Herzog wird immer kränker und schwächer, am Hofe König Karls VII. redet man schon von Brudermord, und Peter, der zukünftige Herzog der Bretagne, hat geschworen, den Sire de la Haise auf dem höchsten Thurme seines Schlosses Guildo aufzuhängen.

Der Wind drehte sich.

Als unser hübscher kleiner Jeannin vor dem Schlosse Saint-Jean-des-Grèves von den Rittern und Soldaten, denen er den Weg gezeigt, Abschied genommen hatte, lief er spornstreichs nach Simon le Priols Hause zurück. Aber Simons Thür war verschlossen.

Die Ankunft der herzoglichen Soldaten hatte der Unterhaltung des Johannisabends ein Ziel gesetzt. Der Pächter und seine Gattin schliefen, und auch Simonette lag in ihrem Bettchen.

Der kleine Jeannin lief gern im Mondenscheine umher und er fürchtete sich dann gar nicht im Freien, obgleich er überall als „furchtsam wie ein Huhn“ verschrieen war. Mehr als ein Mal, ja mehr als hundert Mal war er um diese Zeit, im Winter oder im Sommer, bei gutem oder bei schlechtem Wetter, an die näm-

liche Stelle gekommen. Er setzte sich hier unter einen alten, dicken Apfelbaum, dessen Früchte er lange, lange vor Simonetten geliebt hatte. Aber seitdem er Simonetten liebte, dachte er nicht mehr an die Aepfel.

Es war jetzt etwas über ein Jahr her, als er Simon le Priols Tochter an einem Maisonntage in Saint-Georges bei einem Volksfeste gesehen hatte.

Dort hatte der arme kleine Jeannin sein Herz verloren, und seitdem ging er Stunden weit, nur um Simonetten zu begegnen und zu ihr sagen zu können:

„Gott grüß' Euch!"

Wenn Simonette über die Düne ging, entweder nach Avranches oder nach dem Mont Saint-Michel, ging Jeannin vor ihr her, und da er jeden Stein kannte, so kam Simonette an ihrem Ziele an, ohne sich nur das Füßchen benetzt zu haben.

An solchen Tagen suchte Jeannin keine Muscheln und brachte seinen Sack leer nach Quatre-Salines zurück. Und eben deshalb ging er mit leerem Magen zu Bett, aber er war glücklich! Andere Male ging er gar nicht zu Bett, sondern stellte sich unter den Apfelbaum und sah ganze Nächte lang Simonettens Haus an.

Lächelt, so viel Ihr wollt, die Klatschschwestern von Saint-Jean haben damit nicht auf Euch gewartet. Gott weiß es, wie sie am Tage über den kleinen Jeannin, über seine Seufzer und über sein durchlöchertes

Hammelfell spotteten. Er bemerkte es nicht, denn er liebte; aber er wagte es nicht zu sagen. Gewiß ist jedoch, daß Simonette es sehr gut wußte, daß der kleine Jeannin sie liebte. Liebte sie ihn ebenfalls?

Der kleine Jeannin hatte ein Lieblingslied, das Simonette zuweilen sang, wenn sie ganz allein war. Und wenn Jeannins zitternde Stimme ihr auf der Straße ein schüchternes: „Gott grüß' Euch!“ zuflüsterte, da wurde der Rosenhauch auf Simonettens Wangen dunkler.

Dies war Alles.

Also in einer schönen Juninacht, als Jeannin unter dem Apfelbaume saß und wachend träumte, hatte er die Fee, die gute Fee gesehen.

Während er allerhand Luftschlösser baute und sich die Zukunft als ein heiteres Paradies ausmalte, in welchem Simonette natürlich den besten Platz einnahm, hörte er einen leisen Schritt auf dem Wege.

Jeannin sah ein junges Mädchen. Sie ging an Simon le Priols Hause vorüber und hob den Weizenkuchen auf, den Fanchon nie auf die Schwelle zu legen vergaß, wenn sie keine frische Suppe hatte.

Dies war am vorigen Abende geschehen.

Jeannin hatte sich gefürchtet, denn er hatte wohl geahnet, daß dieses junge Mädchen eine Dünenfee war.

In jener Nacht kannte er aber die Geschichte von dem Bretagnischen Ritter noch nicht. Eben so wenig

wußte er, daß Derjenige, dem es gelang, die gute Fee zu ergreifen, Alles was er nur wollte, von ihr verlangen konnte. Heute war der kleine Jeannin klüger als gestern, und er verbarg sich dies Mal nicht blos um zu träumen unter dem alten Apfelbaume.

Er lauerte auf die Fee. Allerdings zitterte er im Voraus, wenn er daran dachte, was er thun wollte; aber er war fest entschlossen, Alles zu wagen.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Schüssel mit der Suppe unversehrt vor Simons Thor stand, wartete er.

Er mußte lange warten. Als endlich der Mond schon weit über Mitternacht zeigte, vernahm er in der Richtung des Schlosses ein verworrenes Geräusch. Fast unmittelbar darauf hörte er Schritte auf dem Wege. Das junge Mädchen von der vorigen Nacht kam im vollem Laufe heran. Jeannin stand leise auf.

„Wenn die Fee sich bückt, um die Schüssel mitzunehmen,“ sagte er zu sich selbst, „so ergreife ich sie.“

Aber die Fee eilte vorüber, ohne sich nach der Schüssel zu bücken. Der kleine Jeannin war einen Augenblick wie betäubt. Dann aber faßte er sich ein Herz und lief der Fee nach, so schnell er laufen konnte.

Achtes Kapitel.

Jagd auf die Fee.

Jeannin war der beste Läufer im ganzen Dorfe, die Fee aber flog wie der Wind dahin. Die Unschlüssigkeit des Knaben hatte ihr einen Vorsprung von etwa hundert Schritten verschafft. Nach zehn Minuten schien er ihr noch keinen Zoll breit abgewonnen zu haben.

Sie lief geraden Weges auf die Düne zu.

Jeannin zog seine Schuhe aus. Er war schon ganz in Schweiß gebadet.

„Zum Glück ist Ebbe,“ dachte er bei sich, „denn die Fee geht eben so gut auf dem Wasser, als auf dem Sande ... und auf dem Wasser würde ich sie nicht verfolgen können. Aber warum hat sie die Suppenschüssel nicht mitgenommen?“ fragte er sich im nächsten Augenblicke. „Die Suppe war doch so gut diesen Abend? ... Vielleicht ißt sie lieber Weizenkuchen.“

Der Weg, den er und die Fee verfolgten, zog sich in unzähligen Windungen zwischen Hecken und Zäunen nach den Dünen hinab. Der Mond stand hoch und schien in seinem vollen Glanze. So oft die Fee um eine Krümmung des Weges bog, verlor er sie einen Augenblick aus dem Gesicht, und wenn er die Krümmung ebenfalls erreichte, sah er sie wieder vor sich.

Einmal war es ihm, als ob sie sich umgesehen hätte. Dies war ganz in der Nähe der Dünen, bei einer verfallenen Windmühle, die mit Gesträuch umgeben war.

Die Fee, welche bis jetzt wahrscheinlich noch nicht wußte, daß sie verfolgt wurde, verschwand plötzlich im Gebüsch.

Jeannin ging um die Mühle herum, hinter der die kahle vom Monde beleuchtete Dünenfläche lag, auf der sich Niemand verbergen konnte. Dann aber verlor er keine Zeit mehr mit dem Durchsuchen des Gebüsches, sondern er legte sich nieder und drückte das Ohr auf den Sand.

Jetzt hörte er ein dreifaches Geräusch. Im Westen, in der Richtung von Saint-Jean Pferdegetrappel, im Norden das dumpfe Brausen der See, und im Osten leichte Schritte. Freudestrahlend stand er auf.

„Ich habe sie!“ dachte er schon. Und wie ein Reh flog er in der Richtung des leisen Geräusches da-

von, welches in der That die Schritte der Fee hervorbrachten.

Die Fee war in dem Augenblicke in's Freie getreten, alß Jeannin um die Mühle herumging. Die Dünen sind zu kahl, um einem Fliehenden Schutz zu gewähren, und die Fee wußte wahrscheinlich nicht, mit was für einem Feinde sie es zu thun hatte.

Sie dachte an ganz andere, als an den kleinen Jeannin!

Als sie sich umgewendet, hatte sie nur etwas Bewegliches hinter sich gesehen und dies war Alles.

„Dieser ist den Anderen voraus," hatte die arme Fee gedacht, „weil er schneller laufen kann ... die Anderen aber kommen hinter ihm!"

Mit diesen Anderen meinte sie die Soldaten, welche im großen Saale des Schlosses Saint-Jean geschlafen hatten und die sie nun verfolgten, um sie für ihre Verwegenheit zu bestrafen. Die Fee irrte sich darin nicht ganz, denn in diesem Augenblicke ritten acht bis zehn Soldaten vom Schlosse ab und sprengten im Galopp den Dünen zu.

Nur war der kleine Jeannin nicht der Vorläufer dieses Reitertrupps, sondern er jagte auf eigene Hand.

Das leise Geräusch, das sein auf die Erde gelegtes Ohr vernommen hatte, kam aus der Richtung des

Couesnon. Wenn er am Saume der Dünen gerade auf den Couesnon zueilte, so ersparte er sich den Umweg auf den Fußpfaden, welche große Bogen beschreiben. Er schlug daher diesen geraden Weg ein.

Die Flüsse, welche sich durch die bretagnischen Dünen schlängeln, sind ganz sonderbare Gewässer. Und vor allen der Couesnon. Kein Fluß hält seine Urne in einer launenhafteren Hand. Heute ist er ein reißender Strom, morgen ein bescheidenes Bächlein. Zuweilen, wenn man an seine Ufer kommt, gleicht er einem ausgetrockneten Teiche; fern von den Ufern, in der Mitte des Betts, murmelte ein schmaler Wasserstreifen über den Sand: das ist der Couesnon.

Am Tage vorher wälzte er seine schäumenden Fluthen durch die Bögen der malerischen Brücke und donnerte gegen die Pfeiler; er war ein stolzer, gewaltiger Strom.

Und so lange er auf dem festen Lande bleibt, ist es noch nichts. Auf den Dünen verbindet sich die Laune des Sandes mit der Laune des Wassers und Beide liegen in einem steten Kampfe.

Der Couesnon aber ist der Stärkere. Die Düne ist ihm unterthan und er wählt sich hier sein Bett bald rechts, bald links. Man würde vergebens die Stelle suchen, wo er in der vergangenen Woche strömte.

Allerdings kann man ihn durchwaten, ohne sich

die Kniee zu benetzen, denn er ist kaum drei Zoll tief. Aber so seicht er auch ist, so finden doch Viele ihr Grab in ihm. Der lockere Sand weicht unter den Füßen des Wanderers; er öffnet sich, man sinkt immer tiefer; er schließt sich wieder und der ebene Spiegel glänzt wie zuvor.

Dieser langsame Tod, welcher durch jede Anstrengung nur gewisser wird, dieser Tod, der allmählig das Grab unter den Füßen des Sterbenden gräbt, dieser Tod im Sande der Dünen muß ein fürchterlicher Tod sein!

Und wie Viele haben ihn schon gefunden!

In dem Augenblicke, als der kleine Jeannin am Ufer des Couesnon ankam, hatten auch die vom Schlosse kommenden Reiter den Fluß erreicht und machten Halt. Man schien sich unter einander zu berathen; dann theilte sich der Trupp in zwei Abtheilungen. Die eine ritt am Flusse hinauf nach Pontorson zu, die andere setzte den Weg nach den Dünen fort.

Jeannin wußte nicht, was dieser nächtliche Ritt zu bedeuten hatte. Er verbarg sich in einem Gebüsch und ließ die nach den Dünen reitende Abtheilung vorbei. —

Aber wo war die Fee? ... Der arme Jeannin hatte ihre Spur verloren!

Wieder legte er das Ohr auf den Erdboden ...

vergebens, die schweren Hufschläge erstickten jedes andere Geräusch.

Jeannin war tief betrübt und er hatte große Lust zu weinen. Er setzte sich nieder und legte das Gesicht in beide Hände.

Während er sinnend dasaß, streifte plötzlich etwas sein Haar. Er sprang auf und stieß einen Schrei aus.

Ein anderer leiser Schrei antwortete darauf. Es war die Fee, die in den Couesnon sprang.

Sie konnte also nicht mehr über das Wasser hinschweben, ohne sich nur die Fußspitzen zu benetzen? Jeannin dachte nicht daran, diese indiscrete Frage an sich zu richten. Er begann wieder zu laufen.

Die Fee hatte schon das andere Ufer erklommen.

Dort hatte sie nun die Wahl zwischen dem Wege nach den Dünen und dem nach den normännischen Küstendörfern. Dieser Weg verfolgt die dem Mont Saint-Michel entgegengesetzte Richtung. Jeannin hatte von vornherein gedacht, daß die Fee nach dem Mont Saint-Michel wollte, und seine Vermuthung wurde bald zur Gewißheit. Nachdem die Fee noch einen Blick zurückgeworfen hatte, machte sie plötzlich eine Wendung und eilte den Dünen zu. Die Dünen! das war Jeannin's Element. Er zog den Strick, der ihm als Gürtel diente, fester zusammen und lief was er laufen konnte.

Der Mond trat wieder hinter den Wolken hervor und beleuchtete das unermeßliche Sandmeer. Man konnte die Reiter vom Schlosse Saint-Jean sehen, wie sie ziellos umherirrten, sich bald dem Couesnon nähernd, bald sich von ihm entfernend. Jeannin und die Fee waren weit genug von den Reitern entfernt, um nicht so leicht von ihnen bemerkt zu werden.

Sie liefen jetzt funfzig Schritt hinter einander auf der ebenen Fläche dahin. Und der kleine Jeannin kam der Fee immer näher, wir können es nicht leugnen.

Ihre Schritte waren zwar noch immer leicht und rasch, aber Jeannin, der sie mit den Augen verschlang, glaubte schon einige Zeichen von Ermüdung an ihr zu erkennen. Dies gab ihm frischen Muth und er dachte bei sich:

„Sie kann mir nicht entgehen!“

Er wußte nicht, daß die Fee'n im Allgemeinen sehr neckischen Charakters sind. Simon le Priol hätte ihm dies sagen können. Die Feeen lassen den, der sie verfolgt, nahe kommen, sie ermuthigen ihn durch eine scheinbare Ermüdung und wenn sein Eifer nachläßt, verstehen sie es, ihn auf's Neue anzuspornen. So läuft er, so lange er noch einen Athemzug hat. Aber in dem Augenblicke, wo er die Fee ergreifen will, entschlüpft sie ihm lachend und er fällt triefend und keuchend nieder.

Von dem Allen wußte der kleine Jeannin nichts. Hätte der alte Simon le Priol ihn während seines Laufes sagen hören: „Sie kann mir nicht mehr entgehen!“ er würde sich einen Buckel gelacht haben.

Warum war es dem bretagnischen Ritter in der Legende gelungen? Weil er die Fee in dem Augenblicke ergriffen hatte, als sie sich bückte, um das Zuckerwerk aufzuheben, das er in Dol für sie gekauft hatte. —

Ja, man überrascht eine Fee wohl, aber man fängt sie nicht!

Der kleine Jeannin kam indessen immer näher. Er war kaum noch dreißig Schritt von der Fee entfernt. Der Wind begann frischer zu wehen.

„Die Fluth steigt!“ dachte er bei sich und ließ einen Kennerblick über die Dünen schweifen.

Er sah, daß er auf halbem Wege nach dem Kloster in der Linie von Pontorson war. Mitten im Laufe sann er auf eine Kriegslist, die ihm seine genaue Kenntniß von den Dünen und vom Steigen der Fluth eingab.

Die Dünen sind eben, aber sie werden von Kanälen durchschnitten, deren flaches Bett dem Auge kaum sichtbar ist und welche das Meer lange vorher mit Wasser füllt, ehe es den Sand bedeckt. Der kleine Jeannin untersuchte einen Augenblick das Terrain.

Dann schlug er plötzlich eine andere Richtung

ein, so daß es schien, als ob er die Verfolgung der Fee aufgeben wollte. Während diese gegen Norden dem Mont Saint-Michel zueilte, lief Jeannin nach Osten, ohne die Schnelligkeit seines Laufes im Mindesten zu hemmen.

Jetzt hätte Simon le Priol gewiß wieder aus vollem Herzen gelacht! Welch' eine erbärmliche List aber auch! Mit einem Mädchen von Fleisch und Bein hätte sie vielleicht gelingen können, denn indem Jeannin sie einer Lache zueilen ließ, die sie nicht sah und wo das Meer schon war, gewann er ihr einen bedeutenden Vorsprung ab. Aber eine Fee! ... Sie sprang über die Lache und das Hinderniß war überwunden, vorausgesetzt, daß sie nicht den Einfall hatte, sich verlegen zu stellen, um den kleinen Muschelfänger zu foppen.

Es geschah wie Jeannin gedacht hatte. Mochte es Verstellung sein oder nicht, kurz, die Fee blieb an der Lache stehen, die sie nicht bemerkt hatte.

Dann wollte sie sie umgehen, begegnete aber natürlich Jeannin, der sie erwartete. Sie ließ ihren Schleier herab und fragte ihn mit ein wenig zitternder Stimme:

„Was willst Du von mir?"

Jeannin klopfte das Herz so laut, so laut! ... Er antwortete indessen mit der ganzen Unschuld seines Aberglaubens:

„Vergieb mir, gute Fee! ich will funfzig nantesische Thaler von Dir, um mich mit der schönen Simonette verheirathen zu können!“

Und damit die gute Fee ihm keinen bösen Streich spielte, umschlang er sie mit beiden Armen und drückte sie ehrerbietig, aber fest an sich.

Neuntes Kapitel.

Die Luftspiegelung.

Wir glauben dem Leser versichern zu können, daß die Fee etwas Schlimmeres befürchtet hatte. Auch sie hatte sich im Ufergebüsche des Couesnon verborgen, um Meloirs Soldaten vorüber zu lassen; sie wollte lieber mit dem kleinen Jeannin, als mit Jenen zu thun haben. —

Als sie ihren Gegner, welcher reumüthig und zerknirscht, aber ohne sie loszulassen, die Augen niederschlug, genau betrachtet hatte, schwand ihre Angst, und Jeannin hätte ein Lächeln hinter ihrem Schleier bemerken können.

Sie war eine Bretagnerin und kannte also die Sagen des Landes. Uebrigens war die That des kleinen Jeannin eine von denen, welche die Frauen, gleichviel ob Feen oder nicht, leicht verzeihen.

„Wie kannst Du es wagen, unglücklicher Knabe, mich aufzuhalten?“ sagte die Fee, indem sie ihrer sanften Stimme einen harten Ausdruck gab.

„Ach, gute Fee!“ rief Jeannin in kläglichem Tone, aber die Fee immer fester an sich drückend; „Jedermann weiß, daß ich nicht tapfer bin, und ich wage mein Leben nur, weil ich mir nicht anders zu helfen weiß!“

„Wenn ich Dir nun das Leben nähme?“

„Gute Fee! man stirbt nur einmal, und ich will lieber sterben, als Simonetten mit dem abscheulichen Gueffès verheirathet sehen!“

„Laß mich los!“

„Nein, gute Fee!“ rief Jeannin lebhaft; „wenn ich Euch losließe, würdet Ihr Euch in Nebel verwandeln ...“

„Aber ich kann mich an Simonetten rächen!“

Jeannin zitterte am ganzen Körper.

„O, das wäre bös von Euch!“ stammelte er, „denn die arme Simonette hat Euch nichts zu Leide gethan!“

„Laß mich los!“

„Nein, gute Fee, ein= für allemal, ich lasse Euch nicht eher los, als bis Ihr mir funfzig nantesische Thaler gegeben habt!“

Die Fee hatte ihren Korb niedergesetzt; Meloirs Geldtasche hing an ihrem Gürtel. — Es entstand eine kurze Pause, während der man in der Ferne das Pfei=

fen des Windes und die Trompetenstöße der bretagnischen Reiter hörte, die sich im Dunkeln wieder sammelten. —

„Dieser Wind ist ein Zeichen, daß die Fluth steigt, nicht wahr?“ fragte die Fee plötzlich.

„O,“ sagte Jeannin lächelnd, „Ihr kennt die Dünen eben so gut als ich, obgleich ich Euch,“ setzte er hinzu, als ob ihm plötzlich ein Gedanke in den Sinn gekommen wäre, „bei der Lache Cayeu eingeholt habe, an der kein achtjähriges Kind stehen bleiben würde. — Doch gleichviel, es macht Euch Vergnügen, Euch unwissend zu stellen ... Ja, gute Fee, dieser Wind verkündet das Steigen der Fluth.“

„Wird sie heute rasch steigen?“

„Ziemlich rasch.“

„Wie weit ist es noch bis zum Mont Saint-Michel?“

„Für Euch, gute Fee, ist es eine Viertelminute, wenn Ihr wollt.“

Die Fee stampfte mit ihrem kleinen Fuße den Sand. —

„Und so wie wir jetzt gelaufen sind, braucht man noch eine gute Viertelstunde,“ setzte Jeannin hinzu.

„Und wann versperrt das Meer den Weg?“

„Ungefähr in einer halben Stunde.“

Die Fee nahm den Geldbeutel von ihrem Gürtel

und warf ihn auf den Sand, daß die Goldthaler darin klirrten.

Jeannin stieß einen Freudenschrei aus, ließ die Fee los und hob den Geldbeutel auf. Aber plötzlich stieg ein Zweifel in ihm auf.

„Wenn es Teufelsgeld wäre!“ dachte er.

Und er stand rasch auf und sah sich um; denn er glaubte, die Fee würde schon auf halbem Wege nach den Wolken sein. Sie stand noch auf der nämlichen Stelle. —

Der kleine Jeannin bemerkte jetzt zum ersten Male, welche zarte und schlanke Gestalt sie hatte. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen, aber er war überzeugt, daß sie wunderschön sein mußte.

„Knabe,“ sagte sie mit einer so wehmüthigen und sanften Stimme, daß Jeannin unwillkürlich näher zu ihr trat, „zeige diesen Geldbeutel Niemandem, denn er könnte Dir Unglück bringen.“

„Simon le Priol muß ich ihn doch zeigen,“ dachte Jeannin.

„Simonette ist schön und gut,“ fuhr die Fee fort; „mache sie glücklich.“

„O gewiß! deshalb könnt Ihr ganz ruhig sein.“

„Und bete für Hugo von Maurever, Deinen Herrn, der in Nöthen ist,“ sprach die Fee weiter; „und wenn er Deiner bedarf, dann sei bereit.“

„Ihr wißt, gute Fee, daß ich nicht sehr tapfer bin,“

erwiderte Jeannin verlegen. „Doch gleichviel, ich fange an zu glauben, daß ich mit der Zeit ein Mann werde! ... Seht, es gelüstete mich sehr nach den funfzig nantesischen Thalern, was Ihr einsehen werdet, da ich Euch nachgelaufen bin, um sie zu erlangen ... als aber diesen Abend der Ritter auf dem Schlosse Saint-Jean zu mir sagte: Wenn Du mir den Verräther Maurever überlieferst, sollst Du fünfzig nantesische Thaler bekommen, — bin ich davon gelaufen, so schnell ich nur konnte.“

„Weißt Du, wo der Sire von Maurever sich verbirgt?“ fragte die Fee.

„Ich fische zuweilen in der Nähe des Tombelaine,“ antwortete Jeannin mit einem bedeutungsvollen Lächeln. —

Die Fee erschrak, dann ergriff sie seine Hand. — Jeannin zitterte wohl ein Wenig, aber nur aus Gewohnheit.

„Wenn Dich Jemand im Namen der Dünenfee riefe,“ sagte sie, „würdest Du kommen?“

„Ja, ganz gewiß,“ antwortete Jeannin ohne Besinnen, „jetzt würde ich kommen.“

„Gut ... erinnere Dich dessen und warte. Lebe wohl!“

Und die Fee entfloh durch die Lache Cayeu.

Der Wind erfaßte ihren Schleier, der hinter ihr flatterte. Jeannin blieb wie in den Boden gewurzelt

stehen. — Jetzt wandelte ihn eine abergläubische Angst an. Als die Fee den Namen des Herrn Hugo von Maurever genannt, hatte sich ein Gedanke in den Kopf des Knaben einschleichen wollen.

„Fräulein Reine ...“ hatte er im Stillen gedacht, „oder vielleicht ihr Geist,“ hatte er hinzugesetzt, „denn man sagt, daß sie gestorben ist.“

Ueber den prosaischen Theil der Scene sind wir absichtlich hinweggegangen; so haben wir zum Beispiel des Korbes der Fee nur einmal erwähnt. Jeannin hatte diesen Korb, der sich schon für eine Fee nicht schickte, um wieviel weniger für einen Geist, wahrscheinlich nicht gesehen. Ein Geist wird einen Korb mit gebratenen Hühnern, einem Brote und einer Flasche Wein tragen! ... Nein, dessen ist ein Geist unfähig.

Jeannin verwarf indessen viel eher den Gedanken, daß er die leibhafte Reine von Maurever, als den, daß er ihren Schatten gesehen hatte.

Und in der That, wenn man im Reiche der Wirklichkeit bleiben will, so darf man die Dinge nicht auf den bretagnischen Dünen sehen. Alles hat dort ein fantastisches Gepräge, und besonders wirkt das Licht, der Urquell jedes Schauspiels, dort ganz anders, als auf dem festen Lande.

Man hat nicht nöthig, nach der Sahara zu gehen, wenn man eine prächtige Fata Morgana sehen will. Die Sandflächen der Bucht von Cancale spiegeln eben

so reizende und mannichfaltige Bilder zurück, als die von Afrika.

O nein, es war kein sterbliches Wesen, das der kleine Jeannin in den Strahlen des Mondes dahinschweben sah! — Sie lief ... aber Jeannin sah wohl, daß ihr Fuß den flimmernden Sand, in den der Fuß eines irdischen Christen bis über den Knöchel eingesunken wäre, nicht einmal berührte. — Sie lief ... aber es war ihr Schleier und ihre Schärpe, die, im Winde flatternd, sie trugen.

Und siehe da, plötzlich senkte sich der Erdboden, die Fee stieg höher, sie schwang sich zu den Wolken empor.

Noch mehr: Jeannin bereute es bitter, daß er ihr gesagt hatte, das Meer werde erst in einer halben Stunde herankommen. Denn es wuchs schon jetzt heran. Aber es glitt wie eine Krystallscheibe unter den Füßen der Jungfrau vorüber, ohne sie zu benetzen.

Der Mond trat hinter eine Wolke. Die Fee verschwand. Jeannin wog den Geldbeutel in seiner Hand und trat gedankenvoll den Rückweg nach dem Dorfe Saint-Jean an.

Er besaß das Geld, das er so sehnlich gewünscht hatte, die funfzig Goldthaler, die ihn zum glücklichsten Sterblichen machen konnten, und doch ließ er traurig den Kopf auf die Brust sinken.

Es war schon über zwei Uhr Morgens, als die

Fee den dunklen Felsen erreichte, welcher die Grundmauer des Mont Saint-Michel bildet. Hinter ihr kam das Meer; sie hörte es schon auf der anderen Seite des Mont rauschen.

Die Fee setzte sich auf einen Felsblock, um Athem zu schöpfen, und legte beide Hände auf die Brust, um die lauten Schläge ihres Herzens zu beschwichtigen.

Sie nahm ihren Schleier, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen, und zeigte dem Monde ihr sanftes und edles Antlitz, das wir schon im Saale des Schlosses Saint-Jean bewundert haben.

Dann ging sie um den Felsen herum und trat unter der südlichen Mauer der Stadt in den Schatten. — Sie konnte auf dem Walle den schweren und gleichmäßigen Schritt des Soldaten hören, der die Nachtwache hatte. —

Nicht um in die Stadt zu gehen, schlug unsere Fee diesen Weg ein, denn sie ging hinter der Tour-du-Moulin, dem letzten Stadtthore vorüber, und schritt zwischen steilen Felsen hindurch, wo kein gebahnter Pfad zu erblicken war.

Obgleich die Nacht hell war, hatte sie doch große Mühe, sich zwischen diesen Felszacken zurecht zu finden, an denen man sich die Hände verwundet und auf denen der Fuß keine feste Stütze hat.

Endlich erreichte sie eine kleine Plateform, deren senkrechte Seitenwand sich an die Mauer der Feste an-

schloß. Es war unmöglich, noch einen Schritt zu thun. Aber die Fee brauchte auch, wie es schien, nicht weiter zu gehen, denn sie setzte ihren Korb nieder und trat an die Felswand. An dieser war eine Art Kellerluke in den Stein gehauen, welche mit einem starken Eisengitter versehen war. Die Fee legte ihr blondes Haupt an die Stäbe und rief leise:

„Messire Aubry!“

„Seid Ihr es, Reine, meine schöne Reine?“ antwortete eine entfernte Stimme, die aus der Tiefe zu kommen schien.

Zehntes Kapitel.

Wo zum ersten Male von Meister Loys die Rede ist.

Die Stelle des Felsens, wo Reine sich befand, war kaum breit genug, damit eine Person sich bequem niedersetzen konnte. Unmittelbar darüber war die große Plateform des Schlosses, auf welcher die Basilica stand. —

In dem steinernen Wachtthürmchen am Rande der Plateform befand sich ein Büchsenschütz als Wache. Reine wußte dies, denn sie kam nicht zum ersten Male hierher. Ebenso wußte sie, daß die Schildwachen Befehl hatten, ohne vorherigen Anruf zu schießen, sobald sie etwas zwischen den Felsen sich bewegen sahen.

Reine von Maurever war im gewöhnlichen Leben ein gutes und bescheidenes Mädchen. Wenn man ihre großen und sanften blauen Augen sah, welche beständig hinter den langen Wimpern Schutz suchten, konnte man

sie unmöglich für eine Heldin halten. Aber sie besaß das Herz eines Ritters, wenn es darauf ankam, etwas Gutes zu thun.

Die Rache des Herzogs Franz hatte sie ärmer gemacht, als die Tochter des ärmsten Vasallen ihres Vaters. Sie hatte nichts mehr zu geben als ihr Leben, und sie gab es ohne Bedenken, wir können sagen heiteren Muthes hin. Sie gehörte nicht zu den „interessanten" Geschöpfen, welche sich ihr Märtyrerthum durch die Traurigkeit und die Langeweile, die sie auf ihrem Wege ausstreuen, zu theuer bezahlen lassen. Sie war ein einfaches Mädchen, ein Kind der Natur, die ihre Leiden muthig ertrug, sich aber heiß und innig nach dem Glücke sehnte.

Sie war schön und wurde geliebt. Sie strengte sich an, sie betete und sie hoffte. War dies nicht besser, als sich nutzlos abzuhärmen und das Schicksal anzuklagen?

Aubry war ganz der Geliebte, der für diese blonde Tochter der Dünen paßte. Er war tapfer wie ein Löwe, lebhaft, feurig, aufrichtig, jung an Geist und an Körper, schön, wie sie schön war, ein angehender ächter Ritter. Beide liebten einander mit der ganzen kindlichen Gluth ihrer Herzen.

Vielleicht hätten sie viel Zeit dazu gebraucht, es sich zu sagen, denn der damalige Liebescodex war umfangreicher als unser Civilcodex; aber das Unglück hatte

zwischen ihnen die Präliminarien abgekürzt. Indem Aubry in der Kirche Mont Saint-Michel sein Schwert dem Herzog Franz vor die Füße warf, hatte er mit Einem Schlage die Schlacht gewonnen. Reine betrachtete ihn von Stund an als ihren Verlobten.

Aubry war seit ohngefähr vierzehn Tagen Gefangener. Franz von Bretagne hatte ihn noch den nämlichen Abend, an welchem das auf den ersten Seiten dieses Buches mitgetheilte Ereigniß stattgefunden, in Gewahrsam bringen lassen. Seitdem hatte er Niemanden gesehen als den Laienbruder, der ihm seine Nahrung brachte, und Reine, die ihn zuweilen besuchte.

Das Fenster seines Kerkers war so angebracht, daß er nur den Himmel sehen konnte, denn es befand sich sechs Fuß über dem Boden, auf dem er ruhte. Dieser Kerker und drei andere ganz ähnliche waren unter der Plateform in den Felsen gehauen, und die Arbeiter hatten darin eine kleine Erhöhung angebracht, auf welche der Gefangene den Kopf legen konnte. Dies war die einzige Bequemlichkeit.

In dem Augenblicke, als Reine's Stimme sich auf dem kleinen Felsenvorsprunge unter der Fensteröffnung vernehmen ließ, schlief Aubry auf seinem Strohlager. Aber die Gefangenen haben einen leisen Schlaf. Ein einziger Ruf genügte, um Aubry zu wecken.

Mit einem Sprunge erreichte er die Brüstung des Fensters und hielt sich daran fest.

„Guten Abend, Reine, meine heißgeliebte Reine,“ sagte er fast heiter; „ich träumte von Euch.“

Reine streckte den Arm durch das Gitter; aber mit aller Anstrengung konnte Aubry nur ihre Fingerspitzen berühren. Reine konnte sich nicht enthalten, mit einem schmerzlichen Lächeln zu sagen:

„Armer Aubry!“

Aubry lachte.

„Ihr bedauert mich!“ rief er aus. „Ja, gestern dachte ich, daß, wenn ich in Freiheit wäre, Ihr nicht so weit gehen würdet, um mich zu besuchen, und wenn ich daran denke, fühle ich mich fast glücklich, daß ich ein Gefangener bin!“

„Thor! ...“ flüsterte Reine erröthend.

„Ich liebe Euch ja so sehr, theures Mädchen! ... Zürnet mir also nicht wegen des traurigen Glücks, das ich in diesem steinernen Grabe finde ... denn Ihr seid bei mir, Reine. Wenn ich wache, denke ich an Euch, wenn ich schlafe, träume ich von Euch, und ich langweile mich daher nicht so sehr, als Ihr glaubt.“

Seine rechte Hand begann zu erstarren und vermochte die Brüstung der Luke nicht mehr festzuhalten; seine Füße berührten den Boden, schnellten sich aber sogleich wieder empor, und der linke Arm trug jetzt allein das ganze Gewicht seines Körpers. Nur ein Liebender von zwanzig Jahren konnte eine Zeit lang in dieser furchtbar anstrengenden Lage bleiben.

„Ich sah Euch vorhin im Traume auf dem Wiesenpfade unterhalb Saint-Brieuc, dem Schlosse meines Vaters,“ hob er wieder an. „Eure Füße schritten auf dem weichen Rasen dahin, und mein Loys sprang vor Euch her. Erinnert Ihr Euch noch meines Loys?“

„Eures schönen schwarzen Jagdhundes?“

„Ja, mein Freund, das einzige Geschöpf, das mich in dieser Welt liebte, ehe Gott mir Eure Liebe gab, Reine, und seitdem mein Vater nicht mehr lebte. Was ist aus meinem braven Loys geworden?“

Aubry's Stimme hatte einen wehmüthigen Ausdruck. —

„Ja,“ sagte Reine, „was mag aus ihm geworden sein?“

„Als ich nach Avranches aufbrach,“ erwiderte Aubry, „hatte ich ihn im Gasthofe zum großen Sanct Medardus zu Dinan zurückgelassen. Ich schuldete dem Wirth etwa einen Thaler ... wahrscheinlich hat er den Hund verkauft.“

„Ich will mich erkundigen lassen.“

„Wollt Ihr das, Reine?“ rief der junge Mann mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. „O, Ihr seid mein guter Engel! ... ich werde Euch nie genug lieben können! ...“

Aubry verschwand abermals, um sogleich wieder zu erscheinen, und diesmal hielt er sich mit der rechten Hand an der Fensterbrüstung fest.

„Wie glücklich ist Euer Loys!“ sagte Reine lachend. —

„Ihr wundert Euch, daß ich an ihn denke?“ entgegnete Aubry. „Wenn Ihr erst meine Gattin seid, Reine, werdet Ihr sehen, wie er Euch lieben wird! ... Aber Ihr könnt doch nicht selbst nach Dinan gehen?“

„Ich habe schon einen Boten,“ entgegnete Reine.

Sie dachte an den kleinen Jeannin, der so gut laufen konnte.

„O, ich danke Euch, Geliebte!“ rief Aubry mit Wärme; „es ist mir, als ob es mir hier an nichts fehlen würde, wenn ich wüßte, daß mein schöner Loys in guten Händen ist und keine Noth leidet. Aber wir wollen von Euch sprechen. Giebt es etwas Neues?“

Reine schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nichts weiter,“ sagte sie, „als daß die ganze Gegend von Soldaten wimmelt, und daß es uns schwer werden wird, uns hinfüro zu verbergen. Gestern ist der auf den Kopf meines Vaters gesetzte Preis öffentlich ausgerufen worden.“

„Gott sei Dank, er ist noch nicht verdient!“

„Es sind ihrer Viele ... ein halbes Dutzend Lanzen, ohne ihren Anführer, der ein Ritter ist, und eine beträchtliche Anzahl Soldaten ...“

„Wie? unser Herzog Franz hat einen Ritter gefunden, der sich dazu hergegeben?“

„Er hat keinen gefunden, sondern er hat einen neuen geschlagen," erwiderte Reine.

„Das läßt sich hören! ... Und wer ist der Schurke?"

„Ein Verwandter von Euch, Aubry ..."

„Also Meloir?" rief der junge Mann mit einem Lächeln der Verachtung und Entrüstung. „Meloir, mein Nebenbuhler, Ihr wißt es, Reine ..."

Reine machte eine Bewegung des Unwillens.

„O, fühlt Euch nicht beleidigt," fuhr Aubry fort. „Er war früher ein guter Mensch ... aber Ihr werdet sehen, daß er früher oder später wie ein gemeiner Bösewicht gehängt wird, wenn ich ihm nicht meinen Dolch in die Brust stoße."

„Armer Aubry!" sagte Reine, „zwischen seiner Brust und Eurem Dolche ist eine große Kluft!"

Aubry verschwand, als ob diese nur zu wahre Aeußerung ihn wie ein Blitzstrahl getroffen hätte. Und als sein Gesicht wieder erschien, bemerkte Reine, daß er zornig sein Lockenhaar schüttelte.

„Geduld!" sagte er, „ich weiß, daß ich jetzt ohnmächtig bin ... aber so Gott will, werde ich alle meine Schulden auf einmal bezahlen! ... Doch genug davon. Ihr spracht von dem Gefolge des schändlichen Meloir."

„Ich sagte, daß ihre Anzahl mich erschreckt, Aubry, und ich wollte hinzusetzen, daß das Geheimniß von dem

Verstecke meines Vaters nicht mehr mir allein angehört ...“

„Wie? Ihr hättet es ...“

„Nur Euch habe ich es anvertraut,“ unterbrach ihn Reine, „und wenn ich daran Unrecht that, so dürft Ihr mich deshalb nicht tadeln. Als ich aber in der vorgestrigen Nacht über die Dünen ging, bemerkte ich Jemanden, der mir nachschlich. Ich kehrte um und that alles Mögliche, um den Späher irre zu führen, und ich glaubte schon, daß es mir gelungen sei, aber dem war nicht so. Als ich den Felsen Tombelaine betrat, sah ich die lange hagere Gestalt wieder, die zu gleicher Zeit mit mir aus dem Nebel auftauchte.“

„Habt Ihr den Spion erkannt?“

„Ja, es war der Normanne Vincenz Gueffès, der seit einigen Monaten in Saint-Jean-des-Grèves wohnt.“

„Ist er ein braver Mann?“

„Man sagt im Dorfe, daß er für einen Thaler seine Seele verkaufen würde.“

Aubry schwieg.

„Außerdem weiß noch ein Anderer um das Geheimniß,“ fuhr Reine fort, „dieser aber ist ein gutherziger Knabe, und ich fürchte nur Gueffès. Erinnert Ihr Euch, Aubry?“ sprach sie nach einer Pause weiter; „vergangene Woche waren wir der besten Hoffnung, denn wir dachten, daß unsere Noth im schlimmsten Falle nicht länger als vierzig Tage währen könnte, da Franz

von Bretagne nur noch so lange leben wird. Gott ist mein Zeuge, daß ich ihn jeden Tag bitte, er möge unseren Herzog Reue empfinden, nicht aber ihn sterben lassen; aber meine Gebete können solche Dinge nicht ändern ... Herr Gilles hat gesagt: In vierzig Tagen! Heute sind zwei Wochen vergangen, und wir haben nur noch sechsundzwanzig Tage des Kummers vor uns. — Aber meine Hoffnung schwindet, Aubry."

„Sprecht nicht so, theure Reine, sonst werde ich noch wahnsinnig in diesem verfluchten Kerker!"

„Ach!" fuhr Fräulein von Maurever fort, „was vermögen ein alter Mann und ein junges Mädchen gegen so viele Soldaten? ... Ich habe Euch noch nicht Alles gesagt. Wenn Vincenz Gueffès uns nicht verräth, so werden sie auch ohne ihn ihren Zweck erreichen. Habt Ihr schon von den Windhunden gehört, Aubry, welche darauf abgerichtet sind, die auf den Dünen Verunglückten zu suchen? ... Meloir erwartet zwölf solcher Hunde."

„Der Bube!" rief Aubry.

„Wenn ich morgen über die Dünen gehe, um meinem Vater seine Mahlzeit zu bringen, werde ich von Rieux's Meute gejagt werden, wie ein wildes Thier!"

Aubry's Hand reichte bis an das Eisengitter, an dem er heftig rüttelte. Aber die Stäbe waren fest in's Gestein gekittet und wankten nicht.

„Sie müssen weichen!" rief der Unglückliche in

einem Anfalle rasender Wuth; „ich will sie aus dem Felsen reißen, und wenn ich das nicht vermag, so grabe ich mich mit den Nägeln durch die Mauer! Reine, ich sterbe vor Wuth und Verzweiflung in diesem Kerker, wenn mir diese Nacht der Wind das Geheul dieser höllischen Meute zuführt! ...“

Er konnte nicht weiter sprechen, ein dumpfes Stöhnen entwand sich seiner Brust. Zu gleicher Zeit ließ seine blutende Hand das Gitter und die Fensterbrüstung los. Reine hörte ihn schwer auf den Boden des Kerkers niederfallen.

„Aubry!“ rief sie erschrocken.

Keine Antwort.

„Aubry!“ flüsterte sie noch einmal.

Aubry schwieg noch immer. Reine faltete die Hände und betete mit dem Ausdrucke der Verzweiflung:

„Mein Gott! heilige Jungfrau! erbarmet Euch unserer!“

„Aubry!“ rief sie zum dritten Male; „kommt zurück, kommt zurück! ich bin in Dol gewesen und habe eine Feile für Euch mitgebracht ...“

Sie hatte diese Worte kaum ausgesprochen, so erschien Aubry's freudestrahlendes Gesicht wieder an der Luke.

„Eine Feile?“ rief er wonnetrunken, „eine Feile! Wir sind gerettet, Reine, wir sind gerettet! ...“

Ein dumpfes Geräusch ließ sich im Innern des Kerkers vernehmen, der plötzlich erleuchtet wurde.

„Bückt Euch!“ flüsterte Aubry, indem er sich auf den Boden niederließ.

Reine gehorchte, aber sie hatte noch Zeit genug gehabt, um in der Zelle einen kahlen Kopf zu sehen, auf dessen mattweiße Stirn der Schein einer Lampe fiel.

Eilftes Kapitel.

Eine Heldenthat des wackeren Loys.

Reine war schnell zurückgetreten und hatte sich an die Mauer des Kerkers gelehnt. Sie hörte nun eine tiefe und heitere Stimme drinnen, welche sagte:

„Finde ich Euch denn jedes Mal den Mond anstaunend, Messire Aubry? ... Beim heiligen Bruno, meinem Schutzpatron, ich dächte, Ihr hättet am Tage Zeit genug zum Denken! Wenn meine Pflicht mich nicht um diese Zeit hierherriefe, würde ich gewiß ruhig in meinem Bett liegen und schlafen.“

„Ich kann nicht schlafen, Bruder Bruno,“ erwiderte Aubry, der ihn hundert Fuß tief unter die Erde wünschte.

„Das begreife ein Andrer!“ rief der Laienbruder, „zu meiner Zeit schliefen die jungen Leute noch besser als die alten. Doch im Grunde läßt es sich wohl

denken, daß Euch der Kummer ein wenig aufregt. Ich war auch Soldat, ehe ich Mönch wurde, und ich kann Euch sagen, daß Ihr wohl daran thätet, Euer Schwert dem elenden Schurken, der seinen Bruder vergiftet hat, vor die Füße zu werfen.“

„Bruno!“ versetzte Aubry in strengem Tone, „so dürft Ihr in meiner Gegenwart nicht von meinem Herzoge sprechen!“

„Ja, ja, ich weiß, Messire Aubry, daß Ihr ein loyaler Unterthan seid ... Ihr könnt mir glauben, daß ich Euch lieb habe, und wenn ich hier zu gebieten hätte, würdet Ihr augenblicklich die Freiheit erhalten, denn es ist eine Schande für die Abtei Saint-Michel, daß sie diesem verdammten Herzoge als Gefängniß dienen muß ... Doch ich will meine Zunge im Zaume halten. Ich sagte also, daß Ihr ein schöner Kriegsmann seid und daß ich Euch um Alles in der Welt nicht betrüben möchte. Ihr wißt ja schon, daß ich Euch gern gewillfahrt habe, wenn Ihr zuweilen den Wunsch gegen mich äußertet, einmal eine Flasche alten gascognischen Wein zu trinken ... vorausgesetzt, daß es an keinem Fasttage war.“

Seitdem Aubry in dem unterirdischen Kerker der Abtei schmachtete, that der Laienbruder alles Mögliche, um die Strenge seiner Haft zu mildern. Wenn die Zeit der Runde kam, ging er nie an seiner Zelle vorüber, ohne einen Augenblick bei ihm einzutreten und

mit ihm zu plaudern, und Aubry liebte ihn, weil er ein menschenfreundliches Herz in ihm gefunden hatte.

Daher sah er ihn denn auch gewöhnlich gern kommen, da ihm seine Besuche ein wenig Zerstreuung verschafften; heute aber wissen wir, daß er nicht dazu gestimmt war, sich mit ihm zu unterhalten. Während Bruno sprach, beschäftigte sich Aubry mit seinen Gedanken.

Der Mönch bemerkte dies und sagte lachend:

„Ich kann Euch doch nicht stören, Messire, denn meines Wissens erhaltet Ihr keine Besuche ...“

Aubry zwang sich, heiter und gleichgiltig zu bleiben.

„Doch es fällt mir eben ein,“ fuhr Bruno stärker lachend fort, „man sagt, daß der Kobold unserer Dünen, der seit hundert Jahren verschwunden war, sich wieder gezeigt haben soll. Die Fischer sprechen seit vierzehn Tagen von nichts, als von der guten Fee ... vielleicht war sie vorhin, als ich bei Euch eintrat, auf einem Mondstrahle an Euer Fenster herabgekommen, um Euch zu besuchen.“

Der wackere Laienbruder ahnete gewiß nicht, wie wahr er sprach. Aubry war noch immer in Nachdenken versunken.

„Ueber diese Dünenfee,“ fuhr der Mönch fort, „giebt es eine Menge Legenden, von denen eine immer unterhaltender ist als die andre ... Ihr seid ja ein

Freund von alten Sagen, Messire Aubry, soll ich Euch eine erzählen?"

Mit diesen Worten setzte er sich schon auf Aubry's Strohlager und stellte seine Lampe auf die Erde.

Aubry wünschte ihn zu allen Teufeln.

„Zur Zeit des ersten Kreuzzuges," begann der Mönch, „verkaufte der Lehnsherr von Chateauneuf, Jean von Rieux, Alles bis auf die goldene Kette seiner Gattin, um hundert Lanzen auszurüsten ... Hört Ihr auf mich, Messire Aubry?"

„Nicht sehr aufmerksam, mein guter Bruno."

„Die Legende, die ich Euch erzähle, heißt die Saphirgrotte und zeigt alle auf dem tiefsten Meeresgrunde verborgenen Schätze ..."

„Ich habe keine Lust, sie heraufzuholen, mein Bruder."

„Nachdem also Jean von Rieux seine hundert Lanzen ausgerüstet hatte," erzählte Bruno weiter, „zog er gen Dinan, um eine geweihte Denkmünze auf den Altar Unserer lieben Frau zu legen; dann brach er wieder auf, indem er seine Gemahlin, die schöne Alienor, unter der Obhut seines Seneschalls zurückließ ..."

Aubry gähnte.

„Noch nie sah ich einen Christen bei dieser Legende gähnen, Messire Aubry," sagte der Mönch ein wenig verdrüßlich, „und dies erinnert mich an eine andre Geschichte ..."

„Ach, mein guter Bruno, wenn Ihr wüßtet, wie ermüdet ich bin!“

„Ihr sagtet ja vorhin …“

„Allerdings, aber seitdem …“

„Meine Gegenwart macht Euch also schläfrig, Messire?“ fragte der Laienbruder aufstehend.

„O, das werdet Ihr nicht glauben, mein Bruder …“

Aubry reichte ihm die Hand, welche der Mönch ohne Groll herzlich schüttelte.

„Wenn es Euch kein Vergnügen macht,“ sagte er, „so will ich Euch die Legende von der Saphirgrotte nicht erzählen. Drum gute Nacht, Messire Aubry … vergeßt Euer Abendgebet nicht und laßt Euch etwas Angenehmes träumen.“

Kaum war die Thür des Kerkers verschlossen, so hing Aubry wieder an der Fensterbrüstung.

„O Reine, geliebte Reine!“ sagte er, „Gott segne Euch für diesen glücklichen Gedanken! … Wir sind gerettet!“

„Gebe der Himmel, daß Ihr Euch nicht täuschet, Aubry.“

„Morgen Abend ist dieses Gitter durchgefeilt …“

„Aber werdet Ihr durch die enge Oeffnung kriechen können?“

„O gewiß, theures Mädchen, sollte ich auch die

Haut meiner Schultern und meiner Hüften daran zurücklassen."

„Und angenommen es gelänge Euch, hätten wir dann nur einen einzigen Feind weniger?"

„Ihr habt wenigstens einen Vertheidiger mehr, meine Reine!" rief der junge Mann mit Feuer. „Was vermag nicht ein tapferer Arm selbst gegen eine Menge Feinde? Mein theurer Loys gegen die Windhunde von Rieux und ich gegen die Soldaten des schändlichen Meloir ... bei Saint-Brieuc! ich werde frohen Muthes in den Kampf ziehen ..."

„Ich weiß nicht ..." begann das Fräulein.

„Hört mich an, Reine," unterbrach sie Aubry mit zunehmendem Feuer, „Ihr kennt meinen Loys noch nicht. Als mein Vater vor zwei Jahren tödtlich krank darnieder lag, bekam er Lust, ein Stück Hirschlende zu essen. Die Hirsche werden zwar selten in unsrer Bretagne, aber im Walde von Jugon giebt es ihrer noch. Ich sagte also zu meinem Vater: Ihr sollt einen Hirsch bekommen, Messire, — nahm meinen Hund und machte mich auf nach Lamballe. Am Saume des Waldes von Jugon steht das Stammschloß der ehemaligen Herren von Karmel, welches jetzt von dem Juden Isaak Hellès, dem Goldschmied des letzten Herzogs, bewohnt ist. Isaak hatte sechs Söhne, die sich die Herrschaft über den Wald anmaßten. Wenn irgend Jemand, gleichviel ob Edelmann oder Bauer,

in dem Walde jagen wollte, kamen Isaak Hellès' Söhne und erschossen ihn. Man wußte dies und jagte daher nicht in diesem Walde. Sie besaßen überdies eine Meute, welche auf Wilddiebe und deren Hunde abgerichtet war. Ich erreichte mit Anbruch der Dunkelheit den Saum des Waldes von Jugon und mein Loys spürte sogleich eine Hirschfährte auf; allein es war zu spät, um zu jagen, und ich suchte daher einen Platz im Walde, wo ich auf dem Anstande bleiben konnte. Als Waffen hatte ich meinen Sauspieß und mein Waidmesser bei mir. Ich band meinen Hund an einen Kastanienbaum, sagte zu ihm: Couche! und er rührte sich nicht mehr. Der Hirsch kam heran, und als er bei mir vorübertrabte, warf ich ihm meinen Spieß in's Bug und er brach zusammen, worauf ich ihm mit dem Waidmesser den Gnadenstoß gab. Mein Loys stieß ein freudiges Geheul aus. Aber als ob dieses Geheul ein Heer von Dämonen heraufbeschworen hätte, wurde es plötzlich hell im Walde. Es glänzten Fackeln durch die Bäume und das Hifthorn ertönte. Bald sah ich einige Reiter im Galopp herangesprengt kommen, vor ihnen her mehrere Hunde, die sie durch Zurufe hetzten und anfeuerten. Ich sagte zu mir selbst: Das sind die Söhne des Juden Isaak Hellès, die mit ihrer Meute kommen, um mich zu erschlagen. Mit einem Hiebe zerschnitt ich die Leine, mit der ich Loys angebunden hatte, und nahm meinen Sauspieß in die

Hand. Ich hörte schon in der Ferne die Rufe der Juden. Zur rechten Seite des Weges stand eine große Eiche, an die ich mich lehnte, um nicht von hinten überfallen zu werden. Im nächsten Augenblicke wurden wir von den sechs Söhnen Isaak Hellès' mit ihrer Meute und ihren Knechten angegriffen. Was nun eigentlich geschah, kann ich Euch nicht recht sagen, R.ine, denn ich weiß es selbst nicht mehr genau. Nur so viel erinnere ich mich noch, daß es von allen Seiten Hiebe auf mich regnete, daß meine Stirn mit Schweiß und Blut bedeckt war, daß ich meinen Hund mechanisch durch Zurufe anfeuerte und daß er sich schweigend mit der feindlichen Meute herumbiß. Mein Spieß fiel und hob sich wieder, ich begann schon meine Wunden nicht mehr zu fühlen, und dies ist ein Zeichen, daß man ohnmächtig wird oder stirbt ..."

Aubry hielt inne, um Athem zu schöpfen.

Reine hörte ebenfalls athemlos zu. Sie war selbst mit im Walde unter der großen Eiche. Der Schein der Fackeln blendete sie, das Getöse betäubte sie, sie blutete aus Aubry's Wunden.

„Und doch wollte ich die Lenden des Hirsches so gern meinem Vater bringen," fuhr Aubry fort. „Als ich fühlte, daß ich fallen würde, raffte ich meine ganze Kraft zusammen, um noch einen Ausfall zu machen. Und ich schwang meinen Spieß und schlug um mich was ich konnte. Es war mir, als ob die Fackeln ver-

löscht und Niemand mehr vor mir wäre. Ich glaubte, es sei der Schleier der letzten Stunde, der sich über meine Augen breitete, und ich sank nieder. Lange blieb ich so liegen, nnd als ich erwachte, schien die helle Tagessonne durch die Kronen der Bäume. Mein braver Loys, der vom Blute triefte, leckte meine Wunden. Um mich her auf dem Grase lagen sechs Leichen: es waren die Söhne Isaak Hellès. Loys hatte auf seinen Antheil zwei von den Juden und ein halbes Dutzend Hunde umgebracht. Ich zerlegte nun den Hirsch, da ich ihn nicht ganz mitnehmen konnte, und kehrte mit dem Ziemer und den Lenden, zwar übel zugerichtet, aber frohen Muthes nach unserm Schlosse zurück. Mein alter Vater, der nicht mehr sehen konnte, erfuhr nichts von meinem Kampfe; er genoß heiter seinen letzten Hirschbraten und fand ihn vortrefflich."

Hier schloß Aubry seine Erzählung.

Da Reine noch immer zuhörte, setzte er hinzu:

„Möge Gott mir die Freude gönnen, mit meinem Loys zur Seite und einer Waffe in der Hand meinem Vetter Meloir und seinen Soldaten gegenübertreten zu können! Mehr verlange ich nicht von ihm."

„Ihr seid tapfer, Aubry," sagte Reine mit sonorer Stimme, „Ihr werdet einst Kapitain werden!... Ja, Ihr habt Recht, wenn Ihr frei wäret, könnten wir meinen Vater retten."

„Wohlan, Geliebte, so wollen wir auf meine

Befreiung hinarbeiten!" rief Aubry, indem er am Gitter zu feilen begann.

Er konnte zwar nicht mit Bequemlichkeit arbeiten, aber dennoch ging er wohlgemuth an's Werk.

„Nun, Gott sei mit Euch, Aubry," sagte Reine nach einigen Augenblicken, „ich will gehen."

„Schon?"

„Mein Vater hat mich seit zwei Tagen nicht gesehen."

„Aber die Fluth ist eingetreten!"

„Sie fällt schon wieder, und wenn bei Tagesanbruch noch Wasser zwischen dem Mont und dem Tombelaine ist, so schwimme ich hindurch."

„Schwimmen?" rief Aubry; „nein, das thut nicht, geliebte Reine! die Strömung ist zu reißend."

„Wenn ich am Tage hinüberginge, würde man mich sehen und den Schlupfwinkel meines Vaters entdecken."

Aubry konnte nichts dagegen einwenden, aber seine Heiterkeit war dahin.

In diesem Augenblicke trat der Mond hinter der Festung hervor und warf einen Strahl auf Reine's Schulter. Bald kam er höher und übergoß die ganze Gestalt des jungen Mädchens mit seinem weichen Lichte.

„O, meine Reine!" rief Aubry mit Begeisterung, „seit vierzehn Tagen habe ich Euch nicht gesehen ... immer war die Dunkelheit zwischen uns ... es ist

mir, als wäret Ihr noch nie so schön gewesen. Womit habe ich Eure Liebe, dieses unschätzbare Gut verdient? ... Wenn ich darüber nachdenke, zittere ich und es wird mir bange um's Herz!"

Ein engelgleiches Lächeln strahlte auf dem Gesicht des schönen Mädchens.

„Wenn ich durch's Meer schwimme," sagte sie, „bin ich weniger in Gefahr als hier, theurer Aubry."

„Warum?"

„Weil der Mond für Jedermann scheint," antwortete Reine noch immer lächelnd; „die Schildwache auf der Plateform ..."

„Sieht er Euch?" unterbrach sie Aubry mit angstvoller Stimme.

„Ja," antwortete Reine, „er spannt eben seine Armbrust."

„Fliehet! o fliehet!"

Reine winkte ihm mit der Hand ein Lebewohl zu und bückte sich. Ein Bolzen pfiff über ihr hin und prallte vom Felsen ab.

Aubry sank auf sein Strohlager nieder. Dann kam er noch einmal an's Fenster und rief:

„Reine! Reine! ein einziges Wort! um des Himmels willen!"

Ein zweiter Bolzen traf die äußerste Spitze des Felsens, an dem er funkensprühend zerbrach.

Aubry fühlte, daß sein Herz aufhörte zu schlagen.

In diesem Augenblicke vernahm er in der Stille der Nacht eine schon entfernte Stimme, die ihm zurief:

„Auf Wiedersehen!"

Zwölftes Kapitel.

Wann ist die Hochzeit?

Der kleine Jeannin hatte der Fee noch lange nachgesehen, wie sie über den Spiegel der Dünen dahin schwebte. Als sie endlich im Schatten des Mont Saint-Michel verschwand, schien er zu erwachen. Er schüttelte seinen blonden Lockenkopf, wog den Geldbeutel in seiner Hand und jauchzte laut auf vor Freude. Je weiter er mit stolz erhobener Stirn, wie nur ein reicher Mann gehen kann, vorwärts schritt, um so mehr wurde er von seinem Glücke berauscht und endlich ganz trunken.

Aber dieser gravitätische Gang dauerte nicht lange.

Simonette! Simonette! er denkt an Dich und wird abermals trunken!

Jeannin wohnte eigentlich in Quatre-Salines,

wo seine alte Mutter ein halb verfallenes Hüttchen besaß. Diese Nacht baute er ihr ein schönes steinernes Haus.

Wir wissen schon, daß er selten zu Hause schlief. Am äußersten Ende des Dorfes Quatre-Salines wohnte ein reicher Pächter, in dessen Obstgarten eine Strohhütte stand, welche zehnmal so groß war als die Hütte von Jeannins Mutter. Dies war die eigentliche Wohnung des kleinen Muschelfängers und er schlief darin besser als wir Alle.

Als der Osthimmel hinter dem Berge Dol und den Anhöhen von Saint-Meloir zu färben begann, erreichte Jeannin den Rand der Dünen wieder. Da es noch zu früh war, um zu Simon le Priol zu gehen, so begab er sich in seine Strohhütte und schlief auf der Stelle ein. Wenn aber der kleine Jeannin einmal schlief, so schlief er fest und lange. Während seines Schlummers ging die Sonne auf und wieder unter. Als er erwachte, begann es schon dunkel zu werden.

„Es scheint diesen Morgen gar nicht Tag werden zu wollen!“ dachte er bei sich.

Er trat aus seiner Hütte und erwartete die Sonne. Anstatt der Sonne aber ging der Mond auf.

„Alle Wetter, wie lange habe ich geschlafen!“ sagte Jeannin. „Jetzt will ich aber sogleich zu Simon le Priol gehen, und ihn um Simonettens Hand bitten.“

Mit seinem Geldbeutel unter dem Schaffelle schritt er froh und wohlgemuth dem Hause des Pächters zu und klopfte an die Thür.

„Nun?“ sagte Simon, als Jeannin eintrat, „seit wann klopfest Du an die Thüren, als ob Du etwas wärest?“

Jeannin pflegte in der That sonst nicht anzuklopfen, sondern er schlich sich wie die Katzen ganz still und leise ein.

Dies Mal aber klopfte er an, weil er sich wirklich für etwas hielt, ohne recht zu wissen für was.

„Guten Abend, Simon le Priol,“ sagte er ein wenig erröthend; „guten Abend, Frau Fanchon und das ganze Haus!“

Das „ganze Haus“ bestand aus den beiden Kühen und den vier Schweinen, denn Simonette war noch auf dem Felde.

Fanchon und Simon blickten einander verwundert an.

„Was fehlt denn dem Burschen?“ sagte die Pächterin; „er sieht ja ganz erhitzt aus?“

„Bist Du krank?“ fragte Simon freundlich.

Jeannin wußte selbst nicht, ob er gesund oder krank war. Seine Zunge war gelähmt. Simon le Priol und seine Gattin dünkten ihm in diesem Augenblicke vornehmer als ein König und eine Königin. Er hatte sich auf seine Rede nicht vorbereitet. Vor ein

paar Minuten noch schien es ihm das Einfachste von der Welt, beim Eintreten zu sagen:

„Guten Tag mit einander ... ich komme, um Simonetten zu heirathen.“

Jetzt aber war er nicht im Stande, es heraus zu bringen.

„Er ist ganz blaß, Frau,“ sagte Simon, „er hat am Ende das Fieber. Gieb ihm doch einen Becher recht heißen Cider, damit er sich erwärmt.“

„O, ich danke Euch,“ stammelte Jeannin, „ich friere nicht ... im Gegentheil! obgleich ich den Becher Cider deshalb nicht ausschlagen will ... Aber ich muß Euch sagen ... Ihr müßt es Beide wissen ... daß mir ein Glück begegnet ist ...“

Die Thür knarrte in ihren Angeln, und Vincenz Gueffès zeigte sein häßliches Gesicht.

Das war ewig Schade, denn der kleine Jeannin war schon im besten Zuge gewesen, sein Anliegen vorzutragen.

Vincenz Gueffès grüßte und setzte sich dann auf einen Schemel am Kamin. Seit dem Morgen sann er auf ein rechtschaffenes Mittel, um es dahin zu bringen, daß der kleine Jeannin gehängt wurde. Jeannin hielt mit offenem Munde inne.

„Nun?“ fragte Fanchon, „was für ein Glück ist Dir denn begegnet?“

Jeannin drehte die Wolle seines Hammelfells

zwischen den Fingern. Gueffès sah, daß er verlegen war und dies machte ihm großes Vergnügen.

„Sprich rasch!“ rief Simon; „glaubst Du, daß wir Zeit haben, uns den ganzen Abend mit Dir zu beschäftigen?“

„O nein, das verlange ich auch nicht, Herr Simon,“ erwiderte Jeannin mit demüthiger Bescheidenheit, „obgleich ich ohne Euch gewiß nicht auf die Idee gekommen wäre …“

„Auf welche Idee?“

„Wegen der fünfzig nantesischen Thaler …“

„Du willst doch nicht etwa unsern gnädigen Herrn verrathen?“ rief Fanchon, die vor Zorn ganz roth wurde.

Gueffès spitzte seine langen Ohren.

„Wo denkt Ihr hin!“ versetzte Jeannin; „der Anführer der Soldaten hat es mir zwar vorgeschlagen, aber auf diesem Ohre bin ich taub.“

„Das läßt sich hören.“

„Es sind andere Thaler,“ fuhr Jeannin fort, „Thaler … welche … die … kurz und gut, es sind Thaler.“

Er erhob den Kopf, ganz zufrieden mit sich selbst, daß er eine so kategorische Erklärung gegeben hatte.

„Dies lehrt uns aber noch immer nicht …“ begann Vincenz Gueffès.

„Mit Euch rede ich nicht,“ unterbrach ihn Jean-

nin in barschem Tone. „Wenn Ihr mir etwas zu sagen habt, so erwartet mich draußen vor der Thür!“

Simon und seine Gattin sahen einander abermals staunend an. So sprach der kleine Jeannin, der furchtsamer wie die Hühner war!

Gueffès versuchte zu lächeln, aber er brachte nur eine abscheuliche Grimasse hervor.

„Seht,“ sagte Jeannin als Erklärung zu Simon und Fanchon, „ich kann diesen Normannen nicht ausstehen, weil er beständig um Simonetten herumgeht.“

„Was kümmert das Dich, Kleiner?“ fragte Simon lachend.

„Was es mich kümmert?“ wiederholte er erstaunt; „habe ich Euch denn noch nicht genug gesagt, seitdem ich hier bin? ... Simonette ist doch meine Braut ...“

Simon und seine Gattin brachen in ein lautes Gelächter aus.

„Der arme Jeannin!“ rief Fanchon, sich die Seiten haltend, „er hat gewiß ein vierblätteriges Kleeblatt gefunden!“

Mehr bedurfte es nicht, um den kleinen Jeannin völlig aus der Fassung zu bringen. Sein ganzer Muth war dahin und Thränen kamen ihm in die Augen.

„Ihr habt mir ja immer gesagt, daß ich nur fünfzig nantesische Thaler zu haben brauchte, um Simonetten zu bekommen!“

„Aber woher willst Du die fünfzig Thaler nehmen?“

Jeannin zog die von feinem Draht gestrickte Gelttasche unter seinem Schaffelle hervor. Simon und Fanchon machten große Augen. Vincenz Guessès streckte den Hals vor, um besser sehen zu können.

„Was ist das?“ fragten die beiden Eheleute zu gleicher Zeit.

„Wenn man die Dünenfee fängt,“ sagte Jeannin lächelnd, „so giebt sie Alles, was man verlangt.“

„Die Dünenfee?“ wiederholte das Ehepaar ganz bestürzt.

Simon le Priol befand sich ohngefähr in der Lage eines Gauklers, der papierne Gespenster zur Belustigung seiner Zuhörer beschworen hat und der nun ein wirkliches Gespenst auftauchen sieht.

„Die Dünenfee?“ wiederholte er noch einmal; „aber das sind ja nur Mährchen, mein Sohn!“

„Wie? die Geschichte von dem bretagnischen Ritter? ...“

„Ist ein Mährchen!“

Jeannin ließ die Goldstücke in dem Beutel klingen.

„Sind das auch Mährchen?“ fragte er in triumphirendem Tone. „Die Dünenfee hat den Ritter wohl bei hoher Fluth nach dem Mont bringen können, da sie mir so viel Geld gegeben hat, als ich brauche, um Simonetten zn bekommen.“

Mit diesen Worten öffnete Jeannin den Beutel und schüttete die blitzenden Goldthaler auf den Tisch. Es waren ihrer viel mehr als fünfzig. Simon und Fanchon waren buchstäblich geblendet.

Vincenz Gueffès blieb mäuschenstill auf seinem Schemel sitzen und brummte vor sich hin:

„Wegen dieser schönen neuen Thaler wäre ich fast aufgehängt worden!“

Dann dachte er bei sich:

„Das Dämchen hat wahrscheinlich den Geldbeutel entwendet nnd der kleine Hausnarr, dem die Mährchen Simons noch im Kopfe herumgingen, ist ihr nachgelaufen. Ja, ja, so muß es sein!“

Man sieht, daß Vincenz Gueffès ein sehr kluger Kopf war. Es war unmöglich, das was wir in vielen Kapiteln erzählt haben, kürzer und bündiger zusammenzufassen. Simon und Fanchon aber waren weit davon entfernt, in dem geheimnißvollen Dunkel so hell und richtig zu sehen. Sie betrachteten die Goldthaler mit besorgter Miene. Aber es waren wirkliche blanke Goldthaler.

Der Pächter warf einen fragenden Blick auf seine Gattin.

„Jeannin ist eigentlich doch ein ganz hübscher Bursche, lieber Mann,“ antwortete Fanchon auf diese stumme Frage.

„Ja, Du hast wirklich Recht,“ bestätigte Simon

le Priol, indem er Jeannin aufmerksam betrachtete, was er in seinem Leben noch nicht gethan hatte.

„Der Kleine hat recht schöne blaue Augen,“ setzte Fanchon in fast liebkosendem Tone hinzu.

„Und Haare wie eine Glorie!“ ergänzte Simon.

Der kleine Jeannin war feuerroth vor Vergnügen über diese Schmeicheleien.

Vincenz Guessès war ganz leise aufgestanden und trat plötzlich an den Tisch, ehe Jemand an ihn gedacht hatte.

„Wann ist die Hochzeit?“ fragte er in einem so höhnischen Tone, daß die beiden Eheleute erschraken.

„Das geht Dich nichts an,“ erwiderte Jeannin. „denn Du wirst nicht dabei sein! ... Geh, daß Du fortkommst.“

Guessès grüßte und ging. Auf der Schwelle wendete er sich noch einmal um und sagte:

„O ja, o ja, mein kleiner Jeannin ... Du wirst den Strang heirathen und ich werde bei der Hochzeit sein!“

Er verschwand und man hörte ihn draußen noch lachen.

„Nichts als Eifersucht!“ sagte Frau Fanchon.

„Und Aerger,“ setzte Simon hinzu.

Der kleine Jeannin mußte sich auf den Ehrenplatz setzen und man sprach von der Hochzeit; denn die

Hochzeit war so gut wie beschlossen. Die Goldthaler blieben neben dem Beutel auf dem Tische liegen.

Plötzlich entstand draußen ein lautes Geräusch. Hörnerklang, Pferdegetrappel und verworrene Stimmen ließen sich in der Ferne vernehmen. Simon le Priol, seine Gattin und der kleine Jeannin ließen sich in ihrer Unterhaltung nicht stören.

Endlich wurde stark an die Thür geklopft und eine rauhe Stimme sagte:

„Im Namen unsers gnädigen Herzogs!“

Simon ging erschrocken an die Thür und öffnete. Die Soldaten Meloirs traten unter dem Commando Keravels und geführt von Vincenz Gueffès ein. Hinter ihnen kam das ganze Dorf.

Simonette und ihr Bruder Julian waren noch auf dem Felde.

„Was wollt Ihr?“ fragte Simon le Priol.

Merry schleuderte ihn ohne Umstände bis an’s andre Ende des Gemaches.

„Messires,“ sagte Vincenz Gueffès, „hier ist die Geldtasche und dort der Dieb.“

Mit diesen Worten zeigte er auf den kleinen Jeannin. Alle Soldaten erkannten sogleich den Geldbeutel des Ritters Meloir. Der arme Jeannin wurde ergriffen und Keravel sagte:

„Befestigt den Strang an dem Apfelbaume draußen vor dem Hause!“

An dem Apfelbaume, unter welchem der kleine Jeannin so manche Nacht von seiner Liebe geträumt hatte, sollte der Dieb gehängt werden! ...

„Habe ich es Dir nicht gesagt, mein Bürschchen,“ raunte Gueffès dem kleinen Jeannin in's Ohr, „daß ich bei der Hochzeit sein werde?“

Ende des ersten Theils.